DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 8*

An die Freunde des Brenner

Ferdinand Ebner: Glossen zum Introitus des Johannes-Evangeliums

Sören Kierkegaard: Tagebücher (IV)

Friedrich Schnack: Gedichte

Carl Dallago: Die Gefangennahme der Liebe

Anton Santer: Abend

* *JANUAR 1921* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

Die sechste Folge umfaßt 10 Hefte, welche zwanglos — in Abständen von ungefähr zwei Monaten — erscheinen, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten.

Infolge außerordentlicher Erhöhung der Herstellungskosten kann die ganze Folge (800 S.) nur mehr zum Preis von K 200.— (Mk. 36.—) abgegeben werden / Preis dieses Einzelheftes K 28.— (Mk. 4.50)

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 7 (NOVEMBER 1920):

Theodor Haecker: Revolution / J. H. Kardinal Newman: Der Glaube an die heilige Trinität / Anton Santer: Bürgerliches Abseits
Carl Dallago: Thron und Altar

VERLAG JAKOB HEGNER

In meinem Verlage ist erschienen:

FRIEDRICH SCHNACK

DAS KOMMENDE REICH

GEDICHTE

Preis brosch. Mk. 9.—, geb. Mk. 12.—

HELLERAU BEI DRESDEN

AN DIE FREUNDE DES BRENNER

Durch die Ungunst der Verhältnisse genötigt, ersuchen wir, die folgende Notiz gütigst zur Kenntnis zu nehmen.

Als im Oktober 1919 der Brenner in seiner heutigen, an innerer Haltung wie an äußerer Ausstattung gegen früher wesentlich gehobenen Gestalt, wieder zu erscheinen begann, da hatten wir — wohl wissend, daß die Durchsetzung eines Unternehmens, das von jeher und noch heute, in dieser Zeit der schwersten materiellen Erschütterungen, keine anderen als geistige Interessen verficht, die Opferbereitschaft zunächst auf Seite jener voraussetzt, die Träger eines solchen Unternehmens sind — den Abonnementpreis für die laufende sechste Folge so niedrig wie damals möglich bemessen. Wir waren damit eine Verpflichtung eingegangen, die zu erfüllen uns heute wie damals am Herzen liegt, deren Bürde jedoch mit den stetig steigenden Herstellungs- und Vertriebskosten der Zeitschrift schon während des abgelaufenen Jahres von uns umso drückender empfunden werden mußte, als uns die lange Frist, auf die sich das Abonnement der ganzen Folge erstreckt, den Vorschlag einer unter allen Umständen zuverlässigen Preiskorrektur so gut wie unmöglich machte. Aus diesem Grunde, aber auch weil uns bekannt ist, daß ein Großteil der Brenner-Anhänger den heute minder und mindest bemittelten Kreisen angehört, haben wir es bis jetzt unterlassen, an das Entgegenkommen jener zu appellieren, die ihr Vertrauen zu unserer Sache und ihre innere Anteilnahme am Geschick des Brenner im vorhinein durch das Abonnement der ganzen Folge bekundet haben. Nun ist es aber leider der Fall, daß gerade sie — soweit sie nämlich zu den Abnehmern im Inland gehören und auf dem an sich gerechtfertigten Standpunkt der vollen Rechtsverbindlichkeit der von uns eingegangenen Verpflichtung stehen — uns die klaglose Durchführung unserer Aufgabe im gegenwärtigen Augenblick am meisten erschweren. Denn eine neuerliche, ganz außerordentliche Steigerung aller Herstellunskosten macht es uns nachgerade un-

möglich, den beträchtlichen Ausfall, den die Zeitschrift bei Bestreitung ihrer finanziellen Erfordernisse durch die inländischen Abonnenten erleidet, durch die höherwertigen Eingänge von Seite ihrer Abnehmer im Ausland noch weiterhin zu kompensieren. Wir erlauben uns daher, vor allen anderen an den Grundstock unserer Abnehmer in Oesterreich die unverbindliche Anfrage zu richten, deren Beantwortung, beziehungsweise Nichtbeantwortung durch die Tat für uns von einiger — und nicht bloß materieller — Bedeutung ist: ob sie den Bezug dieser Brenner-Folge, die sich ihrem Abschluß nähert — also eines Werks, das rund 800 Seiten umfassen wird — mit einem Preis genügend bezahlt erachten, um den man schon seit langem keinen Liter Wein mehr über die Gasse bekommt? Wenn nicht, so sei es ihrem freien Ermessen anheimgestellt, ihr Gewissen auf eine Weise zu entlasten, die zwischen ihrem geistigen Bedürfnis und dem materiellen dieser Zeitschrift einen erträglichen, beide Teile befriedigenden Ausgleich schafft. Da uns indes nichts ferner liegt, als einen Gewissenszwang auf jene auszuüben, die mit dem besten Willen nicht imstande sind, eine Zuwendung über den entrichteten Betrag hinaus zu leisten, so nehmen wir keinen Anstand, diesen, wie allen Abnehmern, zur Beruhigung zu erklären, daß ihnen die restlichen Hefte dieser Folge zugehen werden, als wäre dieser Aufruf nicht veröffentlicht. Im übrigen jedoch wird es von seiner Wirkung abhängen, ob wir, gestützt auf das Entgegenkommen unserer Freunde in dieser Sache, Mut und Vertrauen zur Sicherung und zum Ausbau eines Unternehmens fassen dürfen, das neben der Publikation geistig bedeutender Werke, die es vorbereitet, auch die Erhaltung einer Zeitschrift bezweckt, die ihre Existenzberechtigung — so hoffen wir! — erwiesen hat.

DER HERAUSGEBER DER VERLAG

FERDINAND EBNER:
GLOSSEN ZUM INTROITUS DES JOHANNES-EVANGELIUMS

1.

Der Gegensatz Natur—Geist, über den die Philosophie seit jeher stolperte, ist vielleicht doch nichts anderes als eine perspektivische Tatsache. Schaffe man nur einmal die Perspektive, in der er sich uns aufdrängt, weg, so besteht auch er nicht mehr. Wie aber sie wegschaffen, ohne nicht dabei den Geist entweder oder die Natur zu verkennen? Die Philosophie hat sich — vom Augenblick an, da der Mensch dieses Gegensatzes, das heißt aber im letzten Grunde, da er seiner selbst und seines Menschseins sich bewußt geworden war — vergebens bemüht, die Formel für die Gleichung Natur = Geist, Geist = Natur zu finden. Und die Mystiker haben auf ihre Weise eine radikale Lösung des Problems gesucht in der Ekstase. Aber man schafft die Perspektive durch keinerlei metaphysischen Tiefsinn hinweg, nicht durch den Tiefsinn eines genialen Gedankens und aber auch nicht den eines im letzten Ende zur Aufhebung des Bewußtseins hinstrebenden Gefühls. Sieht man doch nicht einmal die Notwendigkeit ihres Gegebenseins ein. Und gegeben ist sie, augenscheinlich vor allem und wohl auch einzig mit der Existenz des Menschen in der Welt. Daß dieser seines Ursprungs im unbewußten, wortlosen Strom des Lebens und Seins — im engsten, aber nicht allein gültigen Sinne heißt das: seines Vaters und seiner Mutter und seines Verhältnisses zu diesen — sich bewußt werden kann und seiner auch tatsächlich sich bewußt wird, das setzt schon den „Geist" in ihm voraus, jenes geistige Leben in ihm, das etwas anderes ist oder doch wenigstens in der ihm gegebenen Perspektive etwas anderes zu sein scheint als das natürliche Leben, dessen Ordnung im Leben der Generation seiner Existenz vorgezeichnet ist, ihm seinen Platz und seine Funktion bestimmend innerhalb dieser Ordnung im Auf- oder auch im Abbau des Le-

bens; jenes geistige Leben, in dessen Anfange das Wort ist, das im Anfang war und das bei Gott war.

Draußen in der Natur, in der Stille der Wälder, auf freien Bergen droben oder an den Ufern des Meeres, da mag den Menschen freilich die tiefe — vielleicht aber nie recht verstandene — Sehnsucht überkommen, mit seiner ganzen Existenz unterzutauchen und aufzugehen in jenem Strom des unbewußten Seins und Lebens, von dem er sich umgeben und in solchen Augenblicken auch unmittelbar getragen fühlt. Die Frage aber ist, und selbst derjenige, dem ein derartiges tieferes Erleben der Natur und Ihr-Sich-Hingeben keineswegs fremd ist, mag sich gedrängt fühlen sie aufzuwerfen: ob ein Ein- und Aufgehen in die Unbewußtheit und Wortlosigkeit dieses Seins für den Menschen wirklich möglich ist. Ob es nicht bei der bloßen Sehnsucht danach bleibt, deren tiefere Bedeutung ja keineswegs bezweifelt werden soll. Vielleicht ist es ihm möglich in der Ungebrochenheit seines sexuellen Lebens — ist dieses aber beim Menschen jemals restlos ungebrochen? und wie weit auch stünde das ungebrochenste sexuelle Erlebnis ab von jenem Erleben der Natur! — niemals aber ist es möglich im Geiste. Und das ekstatische Naturerlebnis des Mystikers? Wer weiß, ob es nicht ein Selbstbetrug ist, an dessen Zustandekommen gerade die Sexualität, in eine andre Erlebenssphäre jedoch transponiert und darum unkenntlich geworden, sehr viel mitgearbeitet hat.

Man hat es dem Christentum zum Vorwurf gemacht, daß es in den Menschen den unheilvollen Riß zwischen Natur und Geist hineingetragen habe. Mit Unrecht, weil ja dieser Riß mit der Existenz des Menschen in der Welt an und für sich gegeben ist als die Konsequenz seines Abfalls von Gott (nicht von der Natur). Und der Mensch ist und bleibt unbegreiflich in seiner Geistigkeit ohne die Voraussetzung dieses Abfalls, des Ursündenfalls, aus dem sich die Erbsünde ergab. Im meistens wohl mißverstandenen Bewußtsein dieses Abgefallenseins wirft er die Frage nach dem Sinn des Lebens auf, deren Eigensinn keine wissenschaftliche Besonnenheit, die nicht nur die Antwort verweigert, sondern die Fragestellung selbst prinzipiell verwirft, und kein stoischer Gleichmut jemals restlos zu brechen vermag; und jene

andere Frage, die wie die erste am Anfang alles Philosophierens steht, die Frage „Warum bin ich" — *je n'ai pas plutôt commencé à philosopher, que je me demande pourquoi j'existe,* bemerkt Henri Bergson —, in der Verzweiflung ist und Empörung gegen das Sein und der oft bis zur Unkenntlichkeit heimliche Wunsch des Nichtseins, aus dem jene *idée de neant* geboren wird, von der es in der *Evolution créatrice* heißt, *elle est souvent le ressort caché, l'invisible moteur de la pensée philosophique.* Die Wissenschaft freilich (und mit ihr eigentlich auch die Philosophie) kann den Gedanken eines Abfalls von Gott, in dem doch für den Menschen die Besinnung auf sich selbst wäre, nicht brauchen (weil sie sich in der Zeit durch die Evolutionsidee orientiert). Sie vermeint den Menschen ganz, und also auch sein „Aufschaun zum Himmel", aus der Erdgebundenheit seines Lebens erklären zu können. Daß er aber das in dieser Erdgebundenheit bewußt zu einer geistigen Ordnung des Seins und des Geschehens aufschauende, d. h. das Gott, den Vater, der im Himmel ist, suchende und in seinem Gottnichtfindenkönnen verzweifelnde Wesen ist, das ist kein „Entwicklungsergebnis" im natürlichen Ablauf des Geschehens, wie ihn die Wissenschaft ins Auge faßt und experimentierend sogar stückweise in ihre Gewalt bekommt. Und die Geistesbedürftigkeit seines Wesens, um deren willen er im Evangelium, wo sie Armut im Geiste heißt, selig gepriesen wird, sie ist im letzten Grunde doch etwas anderes als ein bloßer, durch menschlichen Wahn aber verhüllter und unkenntlich gemachter, biologischer Defekt. Obwohl sie vielleicht immer dann erst ganz und offen zutagetritt, wenn das natürliche Leben des Menschen eine Brechung erfahren hat. Jedoch, um diesen Gedanken ohne Aergernis auszuhalten und vor allem „existierend", worauf es ankommt, auszuhalten, dazu gehört eine Kraft des Geistes, die — Gnade ist. Die Gnade unsres Lebens aber, unsres geistigen Lebens im göttlichen und unsres menschlichen im menschlichsten Sinne, haben wir im Wort, das in der Göttlichkeit seines Ursprungs die Offenbarung Gottes ist, „den niemand je gesehen hat". Im Wort ist, wie in der Liebe, der andern Seite unsres geistigen Lebens, das „Verhältnis des Ichs zum Du", als ein Ausdruck des Angelegt- und Geschaffenseins des Geistigen

im Menschen auf ein Verhältnis zu etwas Geistigem außer ihm; und das Gottesverhältnis in seiner Realität ist ja nichts anderes als das Verhältnis des Menschen in der „Ichhaftigkeit" seiner Eristenz zum „konkreten Du". — Das Christentum hat nicht jenen Riß zwischen Natur und Geist erst gemacht, aber in seinem Geist und Licht wurde er offenbar. Wohl gibt es in diesem Geiste etwas als ein allerletztes Geheimnis des Lebens, in dem auch dieser Riß zum Verschwinden gebracht ist. Nur der Demut offenbart es sich und es ist Vermessenheit des Menschen, es auch nur ausspähen zu wollen, wenn es ihm einmal in der geistigen Ordnung der Dinge versagt ist, existierend und in dieser Welt existierend bis zu ihm hinzukommen.

Daß im Anfang seines geistigen Lebens das Wort ist, das im Anfang war, das vermag der Mensch in einer letzten, sein Verhältnis zu Gott umfassenden Besinnung auf sich selbst wirklich einzusehen. Und der erste, der diese Einsicht auch ausgesprochen hat, war eben der Evangelist Johannes. Philosophieprofessoren freilich, die, wenn sie auf den Ausdruck *lógos* stoßen, automatisch, weil Denken ersparend, mit einem „Aha, Neuplatonismus!" reagieren, begreifen das nicht. Wie aber auch im Anfang jenes unbewußten Seins, im Ursprung jenes stummen Lebensstromes, aus dem heraus der Mensch — der durch das Wort aus dem Geist Geborne — nach der andern Seite seiner Existenz hin in dieser Welt sich hervorgegangen weiß; wie auch da im Anfang das Wort war, das sieht keiner ein und vermag keiner einzusehen. Mit andern Worten: wohl kann der Mensch das Verhältnis Gottes zum Menschen, in der Geistigkeit seiner Existenz, nicht aber das Gottes zur Welt, zur Natur erfassen. Er kann nur darauf verzichten, „sich etwas dabei zu denken" — was dem einen leicht fällt und dem andern schwer, je nachdem einer eben ein Denker ist oder nicht. Wir verstehen nicht den Zusammenhang von Natur und Geist und darum ist uns die Geburt das „große und unerklärliche Geheimnis". Wir verstehen Gott nicht als Schöpfer der Welt und die Metaphysiker, die es nicht begriffen, daß im Anfang des geistigen Lebens das Wort, wörtlich genommen, war und ist, sollen uns da nichts vormachen. Wir

verstehen die Welt nicht als Schöpfung Gottes und darüber können uns auch die Dichter nicht hinwegtäuschen. Wir verstehen die Natur nicht vom Geist und diesen nicht von jener aus. Doch ist uns nun einmal im Johannesevangelium gesagt: Alles ist durch das Wort geworden und ohne das Wort ist nichts geworden, das geworden ist. Aber nicht zum Zwecke metaphysischer Spekulationen über das Verhältnis von Natur und Geist und die Identität beider im Wort, sondern um im Glauben an das Wort —und im Vertrauen, daß die Macht des Wortes, die ihn geistig schuf, im letzten Grunde auch jenes stumme, wortlose Sein und Leben, dem seine Existenz in dieser Welt entsprungen und verbunden ist, umfasse, wenn auch in einer von ihm nicht zu begreifenden Weise —, um in diesem Glauben auf sich selbst und die Bestimmung seiner Geistigkeit sich zu besinnen. Jener ihm unvermeidlich sich aufdrängende Gegensatz von Natur und Geist ist eben der Gegensatz des wortlosen Lebens, dessen Werden aus dem Wort im Anfang er nicht erfaßt, und des Seins und Lebens in ihm selber, in dem er seine Geistigkeit hat und das er in seinem Werden aus dem Wort deshalb schon erfassen kann und soll, weil ja darin, daß er dies erfaßt, die Rettung seines geistigen Lebens von Gott selbst beschlossen ist. Und in der Besinnung auf sich selbst — die ihm nur im Licht des Wortes möglich ist, von dem es aber wieder heißt: es leuchtet in die Finsternis hinein und die Finsternis hat es nicht begriffen —, in der Besinnung auf sich selbst, die eben die Dunkelheit verscheucht, wenn nur das Geistige im Menschen dem Licht des Wortes, aus dem es entsprang, sich nicht verschließt, wird jener Gegensatz am letzten Ende zu dem der Geistesverlorenheit in der Unsagbarkeit und Ungesagtheit der Sünde und des im Wort geretteten geistigen Seins. Der Dichter, dieser „treue Diener des Worts", in dem noch die Ehrfurcht vor dem Worte ist — wäre er ohne sie, die einer geistlos werdenden Menschheit immer mangelt, der Dichter? —, der aber auch von der Sünde nichts weiß, weil er, wie alle Menschen, deren Geistigkeit in der Ordnung des natürlichen Lebens sich verfangen hat, im Grunde seiner dichterischen Existenz doch nur ästhetisch orientiert ist; er träumt, natürlich abseits von der Wirklichkeit des geistigen Lebens, von der Wort-

werdung der wortlosen Natur. Und ist denn nicht auch wirklich in einem Gedicht, wie z. B. dem Goethes an den Mond, die unsagbare Schönheit einer Mondnacht, das unsagbare Erleben dieser Schönheit Wort geworden? Der wahre Dichter glaubt wohl immer, es könne nichts Unsagbares geben, wenigstens für den Augenblick, da ihn der dichterische Genius erfüllt. Er glaubt dies aber, weil er eben wesentlich von der Sünde nichts weiß. In ihm ist nicht die wahre Besinnung des Menschen auf sich selbst. Der Philosoph jedoch, der sich insgeheim mit Selbstmordgedanken trägt (und vielleicht oft sich selbst nicht anders als mit ihnen erträgt) oder doch wenigstens, wenn er nur wirklich Denker, nicht aber zugleich auch Dichter ist (die genialen Philosophen sind beides), nichts geringeres beabsichtigt, als die Philosophie zum Selbstmord zu zwingen — der Philosoph, der die Formel fände für die Gleichung Natur = Geist und Geist = Natur, er vollbrächte damit, was nun aber kein Mensch, sondern nur Gott vermag: er höbe die Sünde auf.

2.

Dringt die Wissenschaft jemals bis in jene Tiefe des menschlichen Bewußtseins, in der sich des Menschen heimliches Wissen um Gott birgt? Gerade aber aus diesem Wissen in der Tiefe des Bewußtseins, jedenfalls nicht eines Bewußtseins schlechthin — wenngleich etwas Wahres in dem Gedanken Franz Baaders sein mag, daß Bewußtsein überhaupt nur bestehe in seiner Beziehung auf ein höheres Sein, ohne die es ins Nichts zusammensinken müßte —, sondern des Bewußtseins im Menschen; gerade aus diesem Wissen stammt die Geistigkeit des menschlichen Lebens, in ihm wurzelt die Personalität der menschlichen Existenz. Sein Wissen um Gott aber hat der Mensch im Wort. Denn es ist in ihn hineingelegt worden durch das Wort, das im Anfang war. Und dieses Wort im Anfang des geistigen Seins und im Anfang der Sprache — denn der Mensch spricht, weil er das Wort hat, wie Max Scheler sich ausdrückt —, das Wort, das keineswegs eine bloße menschliche Zutat zum Sein ist, ist von Gott. Diese Behauptung, sagt Scheler, sei nun freilich keinerlei wissenschaftlicher Beitrag zum Problem der Entstehung

der Sprache, aber doch die einzig sinnvolle Antwort auf eine — als historisch gemeinte — sinnlose Frage. Wer die Frage nach der Sprachentstehung in der Voraussetzung aufwirft, daß sie sich, im Prinzip wenigstens, entwicklungsgeschichtlich müsse lösen lassen, der mißversteht die Bedeutung des Wortes und des „Worthabens" und damit die Geistigkeit der menschlichen Existenz. Der Erkenntniswert des Satzes „Das Wort ist von Gott" liegt freilich nicht in der Sphäre des wissenschaftlichen oder philosophischen, wohl aber in einer Richtung des Denkens und Erkennens, in der dieses zum letzten und eigentlichen Sinn des *cogito* hinstrebt. Der ist das Sichselbstverstehen des Ichs in seiner Icheinsamkeit, der ist die Erkenntnis der Sünde in der absoluten Isolation des Menschen vor Gott. Der Mensch vermag in seinem Worthaben sich selbst in der Geistigkeit seines Lebens, er vermag im Wort sein Verhältnis zu Gott und den Sinn der Forderung dieses Verhältnisses, und vor allem vermag er in seinem Worthaben als dem Grunde seiner Geistigkeit das Verhältnis Gottes zu ihm in dieser zu verstehen, weil eben das Wort die Offenbarung Gottes ist. Und so begreift der Satz „Das Wort ist von Gott" die Erkenntnis einer Wahrheit in sich, der Wahrheit seines geistigen Lebens, die Erkenntnis der Wahrheit und Gnade, die durch Christus geworden ist.

Die körperliche Organisation kommt dem Drang zur Sprache, der im Menschen ist, weil er das Wort von Gott hat, zwar entgegen und bedingt seine sinnfällig werdende Aeußerung, schafft ihn aber nicht. Es soll festgestellt sein, „daß die Begabung der einen Gehirnhälfte mit dem Geschenk der Sprache nicht in einer ursprünglichen oder besonderen Tauglichkeit dieser Hemisphäre zu solcher Funktion, sondern einzig dem Umstande zuzuschreiben sei, daß es eben die Gehirnhälfte ist, die mit der in der Kindheit am meisten benutzten Hand in Verbindung steht". Die Ausbildung und Erziehung des Gehirns zum Sprachorgan setzt also einerseits die Tätigkeit der entsprechenden Hand voraus; andrerseits aber als geistiges Moment das „Worthaben" des Menschen: den aktiven und passiven Sinn für Wort und Sprache, dasjenige in ihm, das einerseits das Wort und seinen Sinn — in einem sei es woraus immer geschöpften akustischen Material — hervor-

bringt, andrerseits aber ihm, wenn er es hört oder liest, und seinem Sinn entgegenkommt. Der Umstand, daß Hand und Sprache physiologisch verbunden erscheinen, hat jedoch auch eine geistige Bedeutung. Die Hand ist Werkzeug des Ergreifens und Begreifens, aber auch das des Deutens, und so wenig nun das Tier sprechen kann, ebenso wenig ist es bezeichnender Weise einer demonstrativen Gebärde fähig. Demonstration ist wie die Sprache etwas Spezifisch-Menschliches, sie setzt wie diese eine Bewußtheit voraus, die nur im Menschen ist. Greifen nach den Dingen und sie ergreifen ist Ausdruck des Habenwollens schlechthin. Den Sinn des Begehrens kann wohl auch das Hindeuten haben. Doch muß dies nicht sein und jedenfalls spielt im Deuten bereits eine geistige Voraussetzung mit. In erster Linie ist die Hand nicht Werkzeug des Ergreifens, sondern des Deutens und als dieses wird es zu dem des Begreifens, zum Werkzeug, das selber sich Werkzeuge macht und sie gebraucht. Daß aber der Mensch *homo faber* ist, das setzt in ihm voraus, daß er seine Existenz in dieser Welt „geistig" sich „gedeutet" hat, womit er den „Weg zur Kultur" einschlug. Und alle wahre Kultur sucht Gott (obgleich sie ihn nicht findet). Dem Deuten, sei es nun geistig verstanden als Deutung des Lebens und des Erlebten oder auch körperlich nur als das Deuten mit der Hand, liegt zugrunde, was im Menschen zur Sprache hindrängt — das Wort. Das Sprachvermögen *(lingua* = Sprache, Zunge, aus *dingua)* entwickelt sich von dem Augenblick an, wo das Kind mit dem Finger *(daktylos)* auf die Dinge zu zeigen beginnt (zeigen zu *dico* = sage) — *dada* ist ebenso wie *mama* eines der allerersten Wörter. Und im Kind ist der Sinn für das Wort, bevor es noch selber Wörter aussprechen kann. Denn der Mensch war ja zuerst der Hörer des Worts — durch das Wort, wodurch er Mensch ward — und erst in der Folge Täter des Wortes und so ist es noch immer. Das Pronomen Du — das geistig ebenso im Anfang aller Sprache und alles Wortebildens steht wie das ursprünglich vom Pathos des Wehschreis getragene Wort Ich — ist seinem akustischen Material nach, in dem das konsonantische Element das Wesentliche ist, demonstrativ und sein ursprünglicher Sinn mag das Hindeuten auf das Licht (Tag, *dies* zur Sanskritwurzel *dah* = brennen) ge-

wesen sein. Demonstrativen Charakter hatten gewiß auch die Sätze der Ursprache, die „attributiven Satzäquivalente". Ja schon die Lautartikulation, und die Konsonantierung der Vokale — die einerseits das Worthaben im Menschen voraussetzt, andrerseits, wie W. v. Humboldt bemerkt, Stärke des Selbstbewußtseins: beides aber, das Wort im Menschen und das Selbstbewußtsein ist geistig ein- und dasselbe —, auch sie hat etwas Demonstratives an sich.

Begreifen ist nicht dasselbe wie Ergreifen. Auf ihre Weise, mit ihren organischen Mitteln, ergreifen auch die Tiere die Dinge, aber sie begreifen sie nicht. Sie schnüffeln sie höchstens ab. Im Menschen ist gerade das Geruchsorgan sehr wenig entwickelt und vielleicht steht das im Zusammenhang mit der Bedeutung, die die Hand für ihn hat. Ergreifen entspricht dem Habenwollen. Begreifen ist mehr als Begehren der Dinge, ja eigentlich in gewissem Sinne ein Verzichten. In ihm ist die Aktivität und Freiheit der Erfahrung, die Wissenschaft möglich macht und die dem tierischen Leben fremd ist. Das Tier ist in seinem Erleben der Welt passiv und unfrei, und unfrei ist jedes Wesen überhaupt, auch der Mensch, im bloßen dem Begehren entspringenden Ergreifen der Dinge. Der Aktivität der Erfahrung entspricht die Freiheit der Gebärde des Menschen, die Freiheit des „Zeigens" und des „Zeichen"machens (beides etymologisch zu *prodigium* und *dico* gehörend) und so kann denn auch der Drang zur Sprache in ihm in einer Zeichensprache sich äußern, für die eben nur die freie Gebärde mit ihrer mehr als nur expressiven Bedeutung in Betracht kommt. Auch die notgedrungen oder freiwillig auf das gesprochene Wort verzichtende Gebärdensprache setzt — wie jede Sprache, die eben nicht Wortsprache ist, so z. B. die der Augen oder der Mienen — im Menschen das Wort, den Sinn für es und die innere Beziehung auf es voraus. Aber auch die Freiheit des Menschen, seiner Erfahrung und seiner Gebärde, seines Begreifens der Dinge und seines Wissenschafthabens, sie ist nicht vor dem Wort in ihm und darum hat sie auch nicht das Wort geschaffen (wie z. B. Jakob Grimm meint), das über dem Menschen ist und das, ihn schaffend, in ihn einging und dadurch seine Menschlichkeit, seine Geistigkeit und seine Freiheit schuf. Und

das von Gott ist. Von Gott, das heißt: nicht nur die Freiheit des Geistes ist in ihm, sondern vor allem auch und im letzten und tiefsten Grunde des Worthabens die Gnade. Die war vor der Freiheit und die Freiheit ist von ihr. Die Gnade ist im Wort, das den Menschen schafft mit der Freiheit seines Geistes, die darin liegt, daß Gott selbst ihm Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt hat: so wähle er denn das Leben, auf daß er lebe (5. Mos. 30, 19).

Damit die Hand zu einem Werkzeug des Deutens und Begreifens, zu einem Werkzeug der Freiheit werden konnte, mußte sie selber auch freigemacht werden und das wurde sie in der Aufrechtstellung des menschlichen Körpers, die zugleich auch, nach einer Bemerkung J. Grimms, in der Lageveränderung des Halses den Menschen anatomisch zum Sprechen befähigt. Weil auch die Vögel, deren Vordergliedmaßen zwar Flügel, aber doch keine Hände sind, im Gegensatz zu den Säugern einen aufrechten Hals haben, lernen manche unter ihnen artikulierte Laute und sogar Wörter und ganze Sätze nachsprechen. Warum jedoch ist der Mensch anatomisch ein Säuger und nicht ein Vogel? Eben weil er das Wort hat und als sprechendes Wesen die Hand braucht als Werkzeug des Deutens und des Begreifens. Weil er durch das Wort zum denkenden Wesen wurde. Denken ist entweder das Denken der mathematisch formulierbaren Gesetzmäßigkeit der Erlebnismomente oder es ist, als sprachliche Formulierung des Erlebten, Denken im Wort. Die mathematische Formulierung des Seienden setzt die „Substantialität" des Seins als die eigentliche Realität voraus, das Denken im Wort aber die Aktualität des Lebens — des Lebens als der Voraussetzung des Erlebens; da es sich aber um den Menschen handelt, so ist diese Aktualität immer auch die seines geistigen Lebens. Das Ursprüngliche ist das Denken im Wort, in der Aktualität des menschlichen Lebens und Erlebens. In der mathematischen Formel bewegt sich das Denken in der Richtung vom Wort weg. Die Begriffe, mit denen wir denken, wurzeln in der Tatsache des Worthabens (auch jene mathematischen Formeln, die sich in Worten gar nicht ausdrücken lassen). Wort und Begriff gehören zusammen wie Sprache und Hand, Sprechen und Zeigen, wie Sprache und Vernunft. Je mehr

sich das Denken im Wort von der Aktualität des Lebens entfernt, desto mehr werden Wort und Begriff denkend wie mathematische Zeichen und Formeln gehandhabt. Das Denken wird zum Denken in Schematismen, die, zu wenig um zu leben, zu viel um zu sterben, zwischen dem lebendigen Wort und der toten mathematischen Formel stehen. Im Denken im Wort sucht des Menschen Geist seinen Ursprung in Gott. Zu ihm aber hin kommt der Mensch nicht d e n k e n d — auch im Worte denkend ist er immer nur der Hörer des Worts, der Täter aber soli er sein, um in der Wahrheit zu sein — sondern nur e x i s t i e r e n d, im Wort und in der Tat des Wortes existierend.

3.

Der Bestand der menschlichen Existenz in der Welt, anfangend mit der Beziehung des Kindes zu den Eltern und dieser zu jenem, die des Mannes zum Weibe, des Freunds zum Freunde in sich begreifend, über jegliche primitive oder komplizierte Art von Arbeitsgenossenschaft und Lebens- und Interessengemeinschaft hinweg bis hinauf zum Gefüge des Staates mit seinen Gesetzen und seinen Machtmitteln, deren Erfüllung zu erzwingen, er hat zu seinem Grund das Vertrauen auf das Wort; keineswegs aber nur auf das Wort, das man Schwarz auf Weiß hat und für dessen Gültigkeit im Rechtsleben uns das Gesetz verbürgt, sondern auf das gesprochene und da wieder nicht nur auf das vor Zeugen, auf die man vor dem Gesetze sich berufen könnte, gesprochene Wort. Dieses Vertrauen aufs Wort, in dem das Persönliche im Menschen dem im andern in geistiger Unmittelbarkeit gegenübersteht und diesem sich erschließt, sowohl in der Forderung des Vertrauens auf der einen als auch in der Bereitschaft zu vertrauen oder im Sichgetroffenwissen von dieser Forderung auf der andern Seite, und das jede rein menschliche Beziehung überhaupt erst möglich macht, es ist in der geistigen Rangordnung des Seins v o r dem Gesetz da und steht über ihm als letzte Instanz, über die hinaus keine andere Berufung mehr möglich ist als die auf Gott, und das Gesetz selbst hat von ihm als dem eigentlichen Grunde seines Bestands in der Welt seine Kraft und Wirksamkeit. Denke man sich nur einmal eine mensch-

liche Gemeinschaft aus, in der das Vertrauen aufs Wort bis auf den letzten Rest geschwunden wäre; nicht wie Menschen stünden sich die Menschen gegenüber, sondern schlimmer als wilde Tiere. Dieses Vertrauen nun, auf das der Mensch seine ganze Existenz im menschlichen und geistigen Sinne gestellt sieht, entspringt der Aktualität des Wortes, die es ist, wodurch das Wort eine innere Beziehung zwischen dem Sprecher und dem, an den es sich wendet, wodurch es das „Verhältnis des Ichs im Menschen zum Du" herstellt. Selbstverständlich handelt es sich da nicht um die „sachliche Aktualität, die niemals das Geistige im Menschen in seiner „Innerlichkeit" aufschließt, sondern um die „persönliche". Man braucht dieses Vertrauen zunächst gar nicht im religiösen Sinne zu nehmen, um zu verstehen, daß in ihm allein der Bestand alles Menschlichen gesichert ist; aber seinen letzten und eigentlichen, wenn auch nicht überall offenbaren Sinn, den geheimen Grund seiner Wirksamkeit hat es doch im Glauben an das Wort, das im Anfang war. Und das ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Im Glauben an die Fleischwerdung des Wortes, an die Menschwerdung Gottes im Leben Christi ist „die Lebensquelle, die Beruhigung des Menschen und die Rettung aller Menschen vor der Verzweiflung und die Bedingung *sine qua non* für das Sein der ganzen Welt", wie es einmal in den Notizbüchern Dostojewskys heißt. Im Glauben an Christus erst kann der Mensch sich selbst in seinem Vertrauen aufs Wort, in dem er menschlich existiert, verstehen.

In Christus war und ist die Aktualität des Wortes, die aus dem tiefsten dem geistigen Grunde alles Seins Erschlossensein zum Menschen spricht, ihm die Geistigkeit in ihm selber in ihrer Wirklichkeit und das Geheimnis seines Lebens aufschließend; die Aktualität des Wortes, die in jenen worterhaltend und geistiges Leben erweckend nach- und weiterwirkte, die, vom Geist des Christentums erfüllt, das Wort ergriffen. Sie war in den Verfassern der Evangelien und konnte nicht verloren gehen als die geistige Macht des Worts im Anfang in den „übersetzten Uebersetzungen", durch die das Wort Christi heute zu uns spricht. Und gerade derjenige unter den Evangelisten, der es erfaßt hatte, daß in Christus die geistige Aktualität des Wortes ist — voll und

ganz und ganz anders als im Dichter, der wohl der Aktualität des geistigen Lebens näher als der Philosoph z. B. oder gar der Wissenschafter steht, obgleich er sie in seinem Worte niemals zu umfassen vermag; ganz anders aber, weil die geistige Aktualität *kat'exochen* —, gerade er sollte, im Gegensatz zu den synoptischen Evangelisten, nichts anderes als der bloße „schwärmerische" Dichter Christi und seines Wortes sein? Was im Menschen von Christus und seinem Wort, zu dem aber auch das Wort des Johannesevangeliums gehört, angesprochen wird, das ist eben die Geistigkeit, die Personalität seiner Existenz in der durch das Wort ihrer selbst sich bewußt werdenden Wirklichkeit, wie sie sich vor Christus niemals selbst verstanden hat im Heidentum, und im Judentum aber in der Hoffnung auf den Messias nur sich selbst zu verstehen vermochte, und die in ihrer Realität niemals vom Wort des Dichters, und sei es der höchsten Weisheit und des genialsten Tiefsinns voll, erreicht wird. Daß in Christus die Aktualität des Wortes in ihrer geistigen Ursprünglichkeit ist — in ihm allein als dem Sohne Gottes, in dessen Leben hier in dieser Welt Gott Mensch geworden war —, das läßt sich freilich nicht „objektiv" beweisen. Das wird vom Menschen nur in der Erschütterung seiner inneren Existenz durch die Macht dieses Wortes „subjektiv" erlebt als das eigentliche Erlebnis seines geistigen Lebens. Es läßt sich auch nicht dadurch zwingend dartun, daß man die Worte Christi anderen „Dokumenten des religiösen Lebens", den Reden Buddhas z. B. oder dem Taoteking des Laotse gegenüberstellt. Es kommt darauf an, daß man sich — nicht anders als unmittelbar persönlich und in der, keineswegs dichterisch zu verstehenden Tiefe seines persönlichen Lebens — vom Wort Christi „angesprochen" und getroffen fühlt. Es kommt darauf an, daß dieses Wort das Geistige im Menschen weckt und dieses seiner Erweckung durch das Wort nicht, sei das nun im Aufgehen in den Aeußerlichkeiten des Lebens und deren Forderungen oder in einem dichterischen Selbstbetrug, insgeheim aus dem Wege geht. Das Erschrecken vor sich selbst muß schon einmal jeder in Kauf nehmen. Buddha, Laotse, deren Werk im Wort voll wunderbarer Schönheit und beruhigender Weisheit ist, wofür auch, wer im Geist des Christentums wissend geworden und

gewitzigt ist, noch immer ein Gefühl übrig haben mag; sie waren Dichter, im letzten Grund ihrer Geistigkeit existierend und im Wort ihrer Weisheit Dichter — nicht weniger, aber auch nicht mehr. Zwar nicht im „Bann der Idee" dichteten sie ihren Traum vom geistigen Leben, aber sie standen, eben weil sie Dichter waren, wie alle Träumer außerhalb der Realität des Geistigen. Aus dem Taoteking spricht jener Geist, der der chinesischen Sprache, was kein bloßer grammatikalischer Zufall ist, das Pronomen Du verheimlicht und das Ich verneint. Der Geist des Wortes Christi aber, weil in ihm die Aktualität des Wortes ist, verneint das Ich nicht, sondern erschüttert es, erschüttert es bis in seine letzten Gründe hinab. Für jenen Geist des Ostens — für den das Ich wohl niemals wie für Pascal als etwas Hassenswertes erscheint, nur als das Quälende und Beunruhigende, weshalb er es vermeint — ist es charakteristisch, daß in ihm dem Menschen die Geistesbedürftigkeit seiner Existenz noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Dem Erwachen dieses das Ich erschütternden Bewußtseins auszuweichen ist, vielleicht, der Taoteking der eine Weg, dem, innerhalb des chinesischen Geistes, ein anderer zum selben Ziele hin entgegengesetzt ist in der Lehre des Kungfutse, dieser „Religion des guten Bürgers", die, wie Ku Hung Ming von ihr sagt, zwar selber keine Religion sei, doch deren Stelle einnehme, indem sie eben die Menschen lehre, ohne Religion und das Bedürfnis nach ihr auszukommen. Wenn die Chinesen einmal den Geist des Christentums in sich aufnehmen werden — und das werden sie, wenn auch nur, um vielleicht den Antichrist in die Welt zu setzen —, so wird das auch ihre Sprache und deren Geist umbilden, so wird das ihrer Sprache das Pronomen Du vermitteln. Denn das Du wird in der geistigen Aktualität des Worts wahrnehmbar und die ist in Christus.

Der *Lógos* des Johannesevangeliums ist, wie Johannes selber den Ausdruck verstanden haben muß und wie ihn dann auch der Uebersetzer ins Lateinische aufgefaßt hat, nicht der Lógos der Philosophen, der Gegenstand und Ausgeburt metaphysischer Spekulationen ist, sondern wörtlich das Wort, der Gegenstand des Glaubens, das Wort eben in seiner wahren geistigen Aktualität. Lógos bedeutet Rede, Wort, aber auch Vernunft; beides

deshalb, weil ja im Worte die Vernunft ist und das Wort in der Vernunft. Vernunft ist der innere Sinn im Menschen für das Wort, das in ihm, das dem Wort und seinem Sinn entgegenkommt, wie das lebendige Auge dem Licht entgegenkommt. Im siebenten Kapitel des Markusevangeliums wird berichtet, wie Jesus einen Taubstummen heilte: abseits von den andern legte er ihm seine Finger in die Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel. Und indem er gegen den Himmel aufsah, seufzte er und sprach zu ihm: *Epheta!* d. i. öffne dich. Und sogleich öffneten sich seine Ohren und das Band seiner Zunge ward gelöst und er redete richtig. Epheta — das ist der Sinn des Wortes Gottes, das zum Menschen spricht. Und es ist der Sinn des Wortes überhaupt. Das Bewußtsein des Tieres ist, wie das Ohr des Tauben der Sprache, dem Wort verschlossen. Das des Menschen kommt ihm entgegen, gleichgültig auf welchem Wege von außen, ob durch das Auge oder das Ohr oder den Tastsinn, es von ihm erreicht wird. Menschliches Bewußtsein begreift in sich den Sinn für das Wort. Es ist durch den *lógos* konstituiert. Gott schuf den Menschen, indem er sein Bewußtsein durch das Wort diesem aufschloß. Hierin ist die Steigerung des Bewußtseins zum Bewußt-Sein, zum Selbst-, zum das Ich implizierenden Bewußtsein. Jener Akt des Selbstbewußtseins, der die Gestaltung des Wortes Ich aus dem akustischen Material einer Schmerzesinterjektion möglich machte, begriff aber in sich nicht nur die Beziehung des sich Aussprechenden auf sich selbst, sondern auch und in erster Linie sogar, weil er ja nicht etwas an und für sich ist vor der Wortwerdung des Ichs, die auf ein anzusprechendes Wesen, das „Verhältnis des Ichs zum Du", in dem jenes existiert und das eben im Wort gegeben ist — und aber auch in der Liebe. Bewußtsein schlechthin und Bewußt-Sein, das ist der Gegensatz von wortlosem Sein und jenem, das das Wort hat und darum seiner selbst und seines geistigen Ursprungs sich bewußt ist. Das ist der Gegensatz von Natur und Geist.

Wie das Licht das Medium des physischen, so ist das Wort das des geistigen Sehens, des inneren Hörens und „Vernehmens". Wie das Licht die physischen Dinge sichtbar macht, so werden im Wort die geistigen Realitäten „objektiv" wahrnehmbar. Auch

dieses ist ein Licht und es ist das Licht des Geistes im Menschen, durch dessen Vermittlung die „Vernunft", die mit Recht so heißt, weil sie etwas vernimmt, das Geistige wahrnimmt. Nach den Versen in der Einleitung von Goethes Farbenlehre „Wär nicht das Auge sonnenhaft, wie könnten wir das Licht erblicken?" läßt sich auch von der Vernunft sagen: wäre nicht in ihr etwas vom Wesen des Wortes, sie könnte das Wort gar nicht erfassen. Gewiß hat Hamann recht: Vernunft ist Sprache, *lógos*. In Goethes Farbenlehre heißt es auch vom Auge, es habe sein Dasein dem Licht zu danken; aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen rufe sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde, und so bilde sich das Auge am Licht fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete. Und wieder läßt sich im selben Sinne vom Verhältnis des Worts zur Vernunft sagen: diese hat ihr Dasein dem Wort zu danken; aus dem Bewußtsein schlechthin des natürlichen Lebens, das der Mensch mit dem Tier gemein hat, ruft sich das Wort ein Organ im Menschen hervor, das seinesgleichen, *lógos* werde, und so bildet sich die Vernunft am Wort für das Wort, damit das innere Licht in ihr dem Licht des Wortes, das in seiner geistigen Ursprünglichkeit zu ihr spricht, entgegentrete. Und das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet — und zum Sehenden macht —, der in diese Welt kommt, ist Christus.

Nicht die Philosophen, sondern der Evangelist Johannes war es, der auf den tieferen Sinn in der Etymologie des Wortes *lógos* stieß — und darum, im Vertrauen auf diesen Sinn, sein Evangelium mit dem Wort begann, das im Anfang war — und nicht er hat etwas von der alexandrinischen Logosphilosophie gelernt, sondern umgekehrt, die Philosophen hätten etwas von ihm lernen können: den Weg zu gehen, der die Philosophie zur Lösung ihrer innersten und heimlichsten Aufgabe führt, die ist, ihr eigenes Ende durchzudenken. Sie jedoch liebten die *philosophia* mehr als das Licht des Wortes und also lernten sie nichts. Der größte aber unter ihnen, der, Jahrhunderte vor Johannes, die Wahrheit ahnend es aussprach, daß im Wort des Menschen Halt ist und im Haß gegen das Wort die Wahrheit und Erkenntnis der wirklichen Dinge verlorengeht, er verstand sich selbst nicht in seinem Ver-

trauen aufs Wort, weil, als er lebte, die Aktualität des Wortes der Welt, die durch sie existiert, noch nicht offenbar war. Und nur in ihr wird das untrennbare Einssein von Wort und Vernunft, von Sprache und *Lógos* sichtbar.

4.

Weil in Christus die Aktualität des Worts in der Göttlichkeit seines Ursprungs war, darum erhebt sein Leben und sein Wort die absolute Glaubensforderung — was wesentlich zum Christentum gehört. Im Wort überhaupt ist, umso mehr, je näher es der Aktualität des geistigen Lebens steht, immer etwas, das den Glauben, das Vertrauen fordert. Hat aber Christus an Gott geglaubt? Man fühlt wohl sofort das Sonderbare in dieser Frage. Und noch sonderbarer mag manchem die Antwort scheinen: er hat nicht an Gott geglaubt — nämlich deshalb nicht, weil die Liebe in ihm vollkommen war, weil er selber, weil sein Leben die vollkommene Liebe war. Und diese braucht den Glauben nicht — wohl aber der die Liebe, um, nach dem Wort des Paulus, wirksam zu sein; um den Menschen nicht Gefahr laufen zu lassen, daß er am Ende mit dem Glauben auf sein Seelenheil zu spekulieren anfange: daß Spekulanten nicht eingehen in das Reich Gottes, ist gewiß. Die Liebe in ihrer Vollkommenheit ist das Göttliche, der Glaube aber ist immer etwas Nur-Menschliches, auch in seiner Vollkommenheit, die Berge versetzt. Er ist das Menschliche in seiner reinen Geistigkeit, das Menschliche mit der Absolutheit seines Wollens und der ewigen Relativität seines Verstandes ganz umfassend. Er ist die Entscheidung des Sichentscheidenden nach des Menschen Abfall von Gott. Zum Menschen, wie er nun einmal existiert in dieser Welt, gehört die Existenz- (wenn auch nicht Wesens-) Einsamkeit des Geistigen in ihm, in der er zum „Erkennenden" wird, in der sich aber auch dieses Geistige — umso deutlicher, je deutlicher im Licht des Wortes sein auf sich selbst sich besinnendes Denken an der „Icheinsamkeit" die Grenzen alles Erkennens und Existierens absteckt und diese Icheinsamkeit in ihrer eigentlichen Bedeutung erkennt — als das Sichentscheidende, nun im Glauben Sichentscheidende zeigt. Der Glaube entspricht der Sünde im Menschen und der

Geistgebundenheit seiner Existenz und für jeden, in dem die Liebe nicht vollkommen ist — in wem aber außer in Christus wäre sie denn vollkommen? — ist der Unglaube die Sünde.

Wenn Christus in irgend etwas „geglaubt", d. h. wenn er zum Göttlichen in sich selbst — da doch Gott in ihm Mensch geworden war — ein durchaus menschliches Verhältnis gehabt hat, eben weil er nicht nur Gott, sondern auch wirklich Mensch war, so mußte er selbstverständlich an sich selbst geglaubt haben. Damit sind wir bei Weiningers Formel für den Glauben, die, wenn sie einen Sinn haben soll, nur auf Christus passen kann, jedoch nicht für den Glauben des Menschen schlechthin gilt. Für diesen ist Christus der eigentliche und ausschließliche Gegenstand des Glaubens; Christus, der, indem er an sich selbst glaubt, die jeden Menschen angehende absolute Glaubensforderung erhebt, wenn er z. B. sagt: Wer an mich glaubt (und da ist dieses Mich persönlich gemeint und nicht als unpersönliche mystische Idee der Gottsohnschaft des Menschen überhaupt), der hat das ewige Leben. Stelle man sich doch einen Menschen vor, der den Glauben im Sinne der Formel Weiningers hat und in diesem Glauben an sich selbst aber auch wie Christus die absolute Glaubensforderung aufstellt: der ist verrückt, wird man sagen, genau so wie viele der Juden von Christus sagten. Damit hätte man sich freilich auch in die „Situation der Gleichzeitigkeit" im Sinne Kierkegaards mit ihrem „Aergernis" versetzt — und daß das wesentlich dazu gehört, um zum Glauben zu kommen, kann man eben von Kierkegaard her wissen, wenn man es nicht schon irgendwie anders weiß —, zugleich aber auch die Möglichkeit jener Verführung und Anfechtung im Glauben wahrgenommen, vor der schon im ersten Johannesbrief gewarnt wird. Die allgemein menschliche Formel für den Glauben ist: aller Glaube ist im letzten Grunde Glaube ans Wort. Des Menschen Glaube an sich selbst ist Glaube in der „Icheinsamkeit" seiner Existenz, die Geistigkeit Christi aber war ja das direkte Gegenteil dieser Icheinsamkeit. Im Glauben an das Wort ist der Mensch aus der Icheinsamkeit — jenes Glaubens an sich selbst; oder auch des in einer immer menschlich unzulänglichen Gottesvorstellung wurzelnden Glaubens an Gott oder Götter — heraus in ein Verhältnis zm „Du"

getreten, zum Geistigen außer ihm, das im Wort ihn selber zum Du macht und den Glauben von ihm fordert. Der Glaube ans Wort, über das bloße Menschliche hinaus, ist der Glaube an Christus.

Wer an sich selbst glaubt, um hierin sein geistiges Leben und die Kraft zu ihm zu haben, braucht schließlich Christus nicht; wenigstens nicht anders denn als Beispiel und Vorbild des Glaubens an sich selbst. Christus jedoch ist, worauf man wohl zu achten hat, keineswegs Beispiel des Glaubens, was die Apostel in erster Linie waren, sondern Vorbild im ethischen Sinne, das Vorbild der Liebe. Wer an sich selbst glaubt, für den ist Christus nicht „Erlöser", der hat überhaupt nicht das Erlösungsbedürfnis, da ja, wer es hat, an sich selbst im letzten Grunde gar nicht glauben kann. Natürlich war Weininger konsequent und verwarf das Erlösungsbedürfnis, also auch Christus als Erlöser. Wer an sich selbst glaubt, der kann sich von der Glaubensforderung Christi nicht getroffen fühlen und darum versteht er den Weg des Kreuzes nicht. Der reißt aber auch auseinander, was wesentlich zusammengehört: den Geist und die Menschlichkeit Christi. Er will, wenn er nicht gar das Christentum direkt negiert, wohl zu jenem, zum Ethos des Lebens und Wortes Christi, ein Verhältnis haben, nicht aber zu dieser, die am Kreuze endete. In ihr und eben im Weg zum Kreuz ist die Glaubensforderung, nicht im Ethos, zu dem man nur ethisch sich verhalten kann und soll; was etwas anderes ist als sich im Glauben verhalten. Hält man es nun geistig wirklich und ohne Selbstbetrug aus, sich ohne den Glauben ethisch zum Ethos des Lebens und Wortes Christi zu verhalten? Wer an den Sohn nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm, sagt Johannes der Täufer. Der „Zorn Gottes" — gewiß ist das ein Anthropomorphismus, aber ein unvermeidlicher und geistig notwendiger für den Menschen in der inneren Wahrnehmung der Gerechtigkeit des Himmels, gegen die man sich vergebens blind stellt. Wie sollte der Mensch ohne den Glauben an Christus — d. i. den Glauben an das Entgegenkommen Gottes in Christus, in dem die Vergebung der Sünde ist — das Verhältnis Gottes zu ihm selber anders verstehen können denn als „Zorn Gottes"?

Der Mensch, der in der Erdgebundenheit seines Lebens wie jedes andere Lebewesen in dieser Welt unter dem Gesetz des Todes steht, das keine Wissenschaft und keine Philosophie jemals hinwegdisputieren wird, bringt, einmal verlassen von den Illusionen seiner Unsterblichkeit, die er aus den Kräften des natürlichen Lebens heraus in seinen „Traum vom Geist" hineinbaut, in sich nichts anderes wider den Tod auf als den Glauben an Christus, in dem uns das ewige Leben verheißen ist; nichts anderes in der Besinnung auf die Geistigkeit seiner Existenz, deren Verzweifeltheit es ist, wenn der Mensch in sich das ewige Leben nicht will, als den Glauben an das Wort, das nicht vergehen wird, auch wenn Himmel und Erde einmal vergangen sein werden. Will, wer an Christus nicht glaubt, in der heimlichsten Tiefe seines Gemüts überhaupt das ewige Leben, über das das Gesetz des Todes keine Macht hat? Will er etwas anderes als das bißchen Leben in dieser Welt, mit allem, wenn er nicht schon ein Resignierender ist, was drum und dran hängt an Macht, Besitz, Ansehen, Ehre, und dabei aber auch in dieser heimlichen Tiefe des Gemüts — gut versteckt hinter seinem Willen zum Leben und vielleicht auch seiner Angst vor dem Sterben — ihm selber unbewußt den Tod? Das ist eine bedenkliche und vieles bedenkende Frage.

Das Wort im Anfang schuf den Menschen, im Worte Christi wird er wiedergeboren. Das Wort im Anfang legte in den Menschen die Geistigkeit seines Lebens und ihre Freiheit. Das Wort Christi findet diese, wenn auch verdunkelt, weil vom Licht abgewandt, und ihrer selbst nicht bewußt, weil ihrem Ursprung fern, schon vor — um sie, eben weil es vom Menschen die unbedingte Entscheidung seines Lebens im Glauben fordert, in ihrer Gebundenheit zu lösen und dem Lichte wieder zuzuwenden. Das Licht aber leuchtet in die Finsternis und die Finsternis hat es nicht begriffen. Denn noch immer kann mit seinem letzten Rest von Freiheit, doch auch den damit preisgebend, das Geistige im Menschen sich verschließen vor der aufschließenden Kraft, die im Worte Christi ist, noch immer kann es sich seiner Bestimmung, das Sichentscheidende zu sein, entziehen. Diese Bestimmung, in der es seine Freiheit hat, gehört ebenso zu seinem Wesen wie

sein Angelegtsein auf ein Verhältnis zum Geistigen außer ihm. Zum erstenmal stand der Mensch im Augenblick seines Abfalls von Gott vor der Entscheidung. Und da, seine Freiheit mißbrauchend, entschied er sich, abfallend von Gott, gegen ihn, gegen den geistigen Grund seiner Existenz und gegen das Wissen um Gott, das in den Grund seines Bewußtseins, dieses konstituierend, gelegt ward, als Gott ihn durch das Wort schuf. Daß in dieser ersten Entscheidung Adams g e g e n Gott und sein Wissen um Gott dieselbe Entscheidung aller Menschen, die nach ihm kommen sollten, vorweggenommen war; sodaß also keiner mehr geboren wurde — Christus ausgenommen, an den deshalb die Versuchung in der Wüste herantrat — und keiner geboren wird, der vor sie im Sinne wie Adam sich gestellt sehe; sodaß der Mensch also schon im geistigen Zustande seines von Gott Abgefallenseins in diese Welt eintritt, um nun das Gott suchende Wesen in ihr zu sein: das eben ist das Geheimnis der Erbsünde, jener unbewußten, weil noch nicht in der absoluten Isolation vor Gott erkannten Sünde; das Geheimnis, von dem Pascal sagt: *Chose étonnante, que le mystère le plus éloigné de notre connaissance, qui est celui de la transmission du péché (originel), soit une chose sans laquelle nous ne pouvons avoir aucune connaissance de nous-mêmes!* Nicht wie Adam vor der Entscheidung für den Abfall von Gott — den er, weil er in ihm ja schon geboren wird, nur mehr als etwas bereits Gegebenes bejahen kann, um hierin seinen Willen zur Beharrung in diesem Zustande zum Ausdruck zu bringen — steht nun der Mensch, sondern vor der Entscheidung im Glauben, im Glauben an Christus, an das Wort, in dem die Fülle der Gnade ist, die Wahrheit des Lebens und die Wiedergeburt und Erlösung des Menschen.

Vom Wort und seiner Gnade hat der Mensch sein geistiges Leben. Das Wort aber ist ihm sehr nahe, in seinem Munde und in seinem Herzen, daß er es tue (5. Mos. 30, 14), und so ist die Forderung, daß er nicht nur Hörer, sondern auch Täter des Wortes sei, auf daß er sich nicht selbst betrüge, wie es im Brief des Jakobus heißt. Die „Tat des Wortes" aber ist in der Liebe und im Bekenntnis der Sünde, die beide die „chinesische Mauer"

des Ichs zerbrechen, hinter der die Finsternis ist, in die das Licht leuchtet. Wie sich in der Liebe zum Nächsten, d. i. zu jenem, den man nicht erst lange zu suchen braucht, um ihn zu lieben, die Liebe zu Gott erprobt, so im Sündenbekenntnis der Glaube an die Vergebung der Sünde im Wort. Es ist der entscheidende Ausdruck dafür, daß einer in der „Ichhaftigkeit" seiner Existenz ein Verhältnis zu Gott als einer geistigen Realität hat. Mit der Erkenntnis der Sünde, dieser Erschütterung der inneren Existenz des Menschen, die etwas anderes ist als die auch im heidnischen Ethos geforderte Selbsterkenntnis, hat es eine ganz besondere Bewandtnis. Solange in ihr nicht Gott wahrgenommen wird in seiner Realität — und das heißt: als das wahre Du des wahren Ichs im Menschen —, ist sie noch nicht, was sie sein will und sein soll: Erkenntnis der Sünde. Und wenn in ihr Gott wahrgenommen wird, immer aber nur als der gerechteste Richter über den Menschen und nicht auch als der Quell der Gnade und Barmherzigkeit, aus dem die Vergebung der Sünde kommt, dann ist sie noch immer nicht, was sie sein will und sein soll: Erkenntnis der Sünde. Denn wenn sie die Gnade nicht wahrnimmt und nicht auf sie vertraut, so bleibt in ihr immer noch, indem das Ich seiner totalen Erschütterung widerstrebt, ein Letztes im Menschen dunkel und verborgen, ein letzter Rest des Geistigen in ihm, der sich dem Licht, das vom Wort kommt, verschließt, um in der Finsternis zu verharren, die das Licht nicht begriffen hat; jenes Letzte, worin die „Verzweiflung" steckt, und das eben ist die Sünde, die sich nicht selbst kennt. Die Erkenntnis der Sünde, ohne die es für den Menschen keinen Weg zu Gott gibt und die nur im Licht des Wortes möglich ist, muß, um das Geistige im Menschen restlos diesem Lichte zu erschließen und der Dunkelheit und der Verzweiflung zu entreißen, den Weg des Wortes gehen, des Wortes, das im Anfang ist — und das Sündenbekenntnis ist ja wahrlich, vom Menschen aus gesehen, das Wort im Anfang, im Anfang seines geistigen Lebens. Denn der „Verschlossene", der die Erschütterung seiner inneren Existenz in sich verschließt — woran einer geistig zugrundegehen muß — und in seiner Verschlossenheit die Sünde und sein Leben in der Sünde liebt, so sehr er sie und sich selbst und sein Leben auch hassen mag, er

ist des Glaubens an die Gnade, aber auch der Liebe nicht fähig. Verschlossen zu sein ist seine einzige geistige Tat und in der ist bei seinem Wissen um Gott, von dem ihn weder die Philosophie noch die Wissenschaft befreit, die Qual und Verzweiflung des Gottnichtfindenkönnens. Und er kommt nicht anders zur Liebe — und zu Gott, der die Liebe ist, was sich in Christus erst offenbarte —, er legt sich selbst die Liebesmöglichkeit in der verschlossenen Tiefe seines Gemüts, ohne die der Mensch ebensowenig wie ohne die Gnade und den Glauben an sie leben könnte, nicht anders bloß, als daß er durch das Wort hindurch aus seiner Verschlossenheit heraustritt; als daß er, auf die geistige Macht des Wortes und die Gnade vertrauend und den Weg zur Liebe, den der Glaube ihn gehen heißt, zuendegehend, d u r c h das Wort, das nun zu seiner Tat wird, das Geheimnis seines Lebens auftut, wodurch er es sich selber auftut. Die Liebe, in der das Leben ist, und das Wort, aus dem das Leben geworden ist und noch immer wird, gehören zusammen.

5.

Wir stehen am Abend eines langen Tages der menschlichen Geschichte, der vielleicht der leuchtendste dieses Geschlechtes war, „das vom Dunklen zum Hellen strebt". Aber auch die Sonne dieses Tages mußte einmal untergehen und sie ging unter in einem Meer voll Blut und Grauen. Vergebens hatte Faust seine Hände nach dem Schleier der entschwundenen Helena ausgestreckt, an dem schon die Dämonen zupften, um ihn zur Unterwelt zu reißen. Das Schicksal des europäischen Menschen erfüllt sich und nicht kann er wie der gefesselte Prometheus dem leuchtenden Aether das Unrecht seines Leidens klagen. Getrieben von der verborgenen Verzweiflung des „ungeheuren Widerspruchs" der individuellen Existenz, der entweder im Glauben an Christus oder niemals eine Lösung findet; von der Verzweiflung über die Gegensätzlichkeit von Natur und Geist, wie sie nun einmal, und sei es auch nur als perspektivische Tatsache, mit dem Menschen in seiner Erdgebundenheit gegeben ist, hat er, als die Sonne seines Lebens in dieser Welt zum Untergange sich neigte, nicht nur den Geist und die geistige Ordnung

des Seins verleugnet, sondern auch und eben in seinem Geistloswerden die Natur. Nun rächt sich diese an ihm, ihn preisgebend den ihr innewohnenden Mächten des Todes und der Vernichtung, und das Licht des Geistes, das in der Welt war und die Welt erkannte es nicht, es richtet ihn. Er ist dem Geist der Lüge verfallen, der alles Menschliche im Menschen erwürgt. Denn dieser Geist war ein Menschenmörder von Anbeginn, heißt es im Johannesevangelium. Der hat aber auch seine Macht über die Welt erst ganz gewonnen, nachdem das Papier erfunden war. Nicht die unmittelbar von Mensch zu Mensch gesprochene, erst die papiergewordene Lüge, die den geistvernichtenden Widerspruch zur Wahrheit, die im Worte war im Anfang, nicht mehr so recht fühlbar werden läßt, sie erst richtete den Menschen ganz zugrunde. Das geschriebene Wort — mehr aber noch gilt das vom gedruckten — kommt, wie Platon sagt, überall hin, auch zu denen, die es nicht verstehen, und weiß selbst nicht zu sagen, für wen es bestimmt war und für wen nicht. Auf dem Wege durch Druckerschwärze und Maschine wird es, eben weil es durch einen Mechanismus der lebenserfüllten Unmittelbarkeit des persönlichen Moments bereits entrückt ist, selber zu etwas Unpersönlichem und läuft zuletzt nur gar zu leicht Gefahr, dem Ursprung des Worts im Geist und in der Wahrheit sich zu entfremden. Die Phrase, von der das Herz nichts weiß und nichts wissen kann, die die Gehirne verklebt, die Urteilskraft knebelt und den Quell des Lebens im Gemüt verstopft, wird nicht aus dem Mund des Menschen geboren. Zuerst steht sie auf dem Papier und von da erst kommt sie in den Mund des Menschen, um nun ihre Herrschaft in einer geistlos werdenden Welt auszuüben. Hat Platon, der durch Sokrates im Gespräch mit Phaidros seine Ueberzeugung ausspricht, daß niemals eine Rede in Versen oder in Prosa geschrieben worden sei, die von Anfang bis zu Ende ganz ernst zu nehmen wäre, das Unheil des Journalismus und einer in Welträtseln und Lebenswundern sich popularisierenden und prostituierenden Wissenschaft geahnt, wenn er im selben Dialog den König Thamos aus Naukratis in Aegypten zum Gotte Theut, dem Erfinder der Schrift, von den Menschen sprechen läßt, die sehr viel lernen werden, ohne darüber zugleich wirklich belehrt zu werden, von dem lästigen, geschwätzigen Geschlecht,

das viel zu wissen meint, während es nichts weiß, nicht einmal, wie fern vom Wissen und der Wahrheit es lebt? Die Welt hat wahrlich, seit sie steht und Menschen in ihr leben, einen Mißbrauch des Wortes und des Glaubens an das Wort, der niemals bloßes Symptom geistigen und menschlichen Verfalls, sondern dessen Ursache ist, nicht erlebt, wie der ist, an dem die Menschheit unserer Zeit zugrunde geht. Der Mensch hat das Wort von Gott. Aber er hat es an den Geist der Lüge verraten und der mußte, um sich seiner zur Vernichtung aller Menschlichkeit zu bedienen, es verderben. Das Verderbnis der Sprache geht Hand in Hand mit dem geistigen Verfall des Menschen. Daß für jenes Verderbnis, vor allem insofern es ein Ausdruck dieses Verfalls ist, innerhalb des deutschen Sprachgebietes kein anderer als ein „Rassefremder" die Augen hat zu sehen und die Ohren, den Mißklang zu hören, der laut genug war, das Gebrüll von Mörsern und die Wehschreie einer gepeinigten Menschheit zu übertönen und trotzdem von niemandem als jenem einen gehört worden zu sein schien; daß dieser eine nur, der kein Deutscher ist, aber mehr Ehrfurcht vor dem wahren deutschen Geiste zeigt, als alle die zusammen, die gestern noch und heute und vielleicht morgen auch noch ihren einzigen Stolz dareinsetzen, Deutsche von heute zu sein, den Mut des Herzens und die Gewalt des Wortes hat, einer im Licht ihrer Wissenschaft blind- und im Lärm ihrer technischen Errungenschaften taubgewordenen Menschheit Augen und Ohren aufzutun für das, was sich eigentlich im Grunde dieser Welt, in der wir nun einmal leben, zuträgt — das eben ist bezeichnend für den Zustand eines Volkes, das, wenn es nicht vorzieht, in expressionistischen Zukunftsträumen sich zu wiegen, geistig hauptsächlich doch davon lebt, daß es einmal von einem Engländer das Volk der Dichter und Denker genannt worden war. Die europäische Menschheit aber verfällt, weil von ihr das Wort des Johannesevangeliums gilt: In sein Eigentum kam er und die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Er, der als Zeichen, dem widersprochen wird, in diese Welt gesetzt ist zur Auferstehung der Menschen, er ist in sie auch gesetzt zum Falle vieler. In diesen Zeiten des Verfalls, in denen zermalmt wird, auf wen der Stein des Anstoßes fällt, sind auch die, in denen das Licht nicht ist, das jeden erleuchtet, der in diese Welt

eintritt, in der geistigen Ordnung unsres Lebens — die nun, da die natürliche zusammenbricht, sichtbar wird für den, der sie sehen will — dazu bestimmt, Zeugnis zu geben vom Lichte. Wenn schon nicht anders, so doch dadurch, daß sie — in ihnen selber, wenn auch nicht sich selbst — das Chaos der Nacht offenbar machen, deren Finsternis das Licht nicht begreifen will, das in sie hineinleuchtet. Diesem Chaos strebt unsre Zeit, behaftet mit dem Fluch der Erfindung des Schießpulvers, dem die Chinesen einmal zu entgehen gewußt hatten, und dem noch größeren der Buchdruckerkunst, befangen in ihrem verbrecherischen Wahnwitz oder irrsinnig phantastischen Traum einer expressionistischen Menschheits- und Kulturerneuerung, eilenden Fußes entgegen.

Die Lebens- und Wirtschaftsordnung des europäischen Menschen, aus deren unheilvollem Schoße der Krieg geboren ward — nicht jedoch um ihr den Todesstoß zu versetzen, der den Menschen wieder aus ihrer Lebens- und Geisteswerte zerstörenden Umklammerung befreien könnte, sondern um sie mit dem Rest an Gütern, der uns nach dem Kriege blieb, im zukunftsblinden Wahnsinn einer letzten Orgie in diesem „Nachtlokal" der Menschheit, das Europa aus sich gemacht hat, sich austoben zu lassen —, sie läßt es zu, daß zwischen die leibliche Notdurft einer Generation, die durch ihre Schuld an Brot und Geist verarmte und nur an Phrasen und der papierenen Lüge des Geldes noch reich ist, und deren Stillung das Gespenst einer unmenschlichen Gewinngier tritt, aus dessen blutsaugender Umarmung heraus die Bedrängten vergebens um Hilfe rufen, bis sie die vielleicht wirklich eines Tages bei jenem anderen Gespenst suchen, das demselben Mutterschoß entsprang, wie das eine, um genau so wie dieses, als dessen Gegensatz und Aufhebung es zwar sich gibt, die ihr verfallende Menschheit in einer lebens- und menschlichkeitsentfremdeten Abstraktion, geboren aus dem Geist der Verneinung und des Hasses, und deren Phrase, in der das Leben und das Heil des Menschen zu haben sie vorgibt, endgültig zu erwürgen. Ob die verschiedenen gewünschten, geplanten, versuchten Reaktionen, die nach einem bereits gegebenen Vorbild mit Säbel, Gewehr und Galgen dem Geist der christlichen Kultur, wenn schon nicht dem des Christentums, wieder zur Autorität

verhelfen sollen, ob sie daran etwas ändern werden, das ist denn doch die Frage — vor die freilich der Mensch Europas in der von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde immer mehr ihn bedrängenden und beengenden Sorge um seine Zukunft sich gestellt sieht. Läßt er es aber auch seine Sorge sein, die vor allen anderen ihm am Herzen liegen müßte, darin den Weg zurück zur verschütteten Lebensquelle zu finden und den Ausweg in der Verzweiflung, daß das Wort, das im Anfang war, wieder lebendig werde in ihm und zur Tat, mit der er wieder anfinge, ein menschliches Leben zu leben und ein Leben im Geist und in der Wahrheit, in dem ihm nicht bange zu werden brauchte um seine Zukunft? Zeigt er doch kaum den Mut zur Erkenntnis der Sünde seiner Existenz, geschweige denn zu ihrem Bekenntnis, zur Tat des Worts, die im Anfang wäre seiner Wiedergeburt und durch die er Gott gäbe, was Gottes ist, das Wort, das er an den Geist der Lüge verraten hat. Hat er den Mut aber nicht und findet er ihn nicht, verschließt er sein Ohr und sein Gemüt der göttlichen Mahnung des *metanoeite*, die am Anfang der Verkündigung des Evangeliums steht, daß das Reich Gottes dem Menschen nahegebracht worden ist, dann ist er dem Gericht verfallen, das schon begonnen hat, über ihn sich zu vollziehen.

Denn — das Wort, das zwar vor allem Gesetze steht und über ihm, ist selber Gesetz über dem Menschen, Gesetz und Ursprung der Geistigkeit seiner Existenz. Oder es ist Tat im Menschen. Wird es zu dieser und so zum Wort im Anfang seines geistigen Lebens, dann kehrt der Mensch in die Geistigkeit seines Ursprungs, der seine Existenz in dieser Welt sich entfremdet hat, zurück und lebt aus ihr heraus. Wird es aber nicht zur Tat in ihm, so bleibt es stehen als das Gesetz über ihm, an dem dann sein Leben geistig zerbricht. Nicht sandte Gott seinen Sohn in die Welt, daß er diese richte, sondern daß sie selig werde durch ihn.... Das aber ist das Gericht, daß das Licht in die Welt kam und es liebten die Menschen die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse (Joh. 3, 17 und 19). Im Wort ist das Gericht, weil es das Gesetz über dem Menschen ist. Und im Wort ist die uns verheißene Erlösung, wenn es zur Tat im Menschen wird.

SÖREN KIERKEGAARD (1813—1855): TAGEBÜCHER (IV)

Ausgewählt und übersetzt von Theodor Haecker.

1835

Nov. 13. — Man täuscht sich oft selbst, indem man manchen Einfall und manche Bemerkung, die entweder gerade jetzt lebendig hervorströmen aus einer Zeit, da man sie gelesen hat, oder im Bewußtsein des ganzen Zeitalters liegen, für sein Eigentum hält, — ja, eben in diesem Augenblick, da ich die Bemerkung mache, ist diese vielleicht wieder ein Resultat der Erfahrung des Zeitalters.

1836

Jan. 15. — Dieselbe Schwierigkeit, die auf dem Gebiet der Erkenntnis in Hinsicht auf das Mitbekommen der empirischen Masse besteht, zeigt sich auch im Gefühlsleben; denn nehmen wir an, es würde einer bei einem Todesfall sich bewußt, daß an jedem Tag in Europa 100.000 Menschen sterben, so käme ihm seine Trauer lächerlich vor. Daraus ersieht man die Notwendigkeit, in der Erkenntnis die Nationaleigentümlichkeit festzuhalten.

Es hat sich mir oft aufgedrängt, wenn ich die eine oder andere gute Dichtung las, die eine oder andere geniale Arbeit, daß es doch gut sei, daß ich nicht selbst ihr Verfasser bin, denn nun ist es mir doch erlaubt, meiner Freude recht Luft zu geben, ohne Furcht, der Eitelkeit beschuldigt zu werden.

Februar. — Die Leute verstehen mich so wenig, daß sie nicht einmal meine Klagen darüber verstehen, daß sie mich nicht verstehen.

Es ist sonderbar, daß unser Zeitalter, das für das Nützliche so begeistert ist, nicht soweit kommt, etwa jedes Begräbnis und alle Pietät gegen die Toten abzuschaffen; und anbefiehlt, die

Leichen zu verbrennen; man könnte ja daraus einen Patentdünger gewinnen. —

März. — Das ganze menschliche Leben ließe sich gut wie eine große Rede auffassen, in der die verschiedenen Menschen die verschiedenen Redeteile repräsentieren (das ließe sich vielleicht auch auf die Staaten im Verhältnis zu einander überführen). Wie viele Menschen sind bloß Adjektiva, Interjektionen, Conjunktionen, wie wenige sind Substantiva, Verba, wie viele sind Kopula.

Ueber die Bedeutung der Partizipien für die philosophische Sprache — der Gegensatz sind Parenthesen — ein System in einer einzigen Periode — Gäbe es auch einen, der es schreiben könnte, so fände man doch kaum einen, der es lesen könnte.

Das Antike ist ein Praesens; das Romantische ein Aorist.

Das ist der Unterschied zwischen dem, der aus Begeisterung für eine Idee dem Tod entgegengeht, und dem Nachäffer, der ein Martyrium sucht, daß, während der erste gerade im Tod in seiner Idee am meisten lebt, der andere mehr an dem wunderlichen, bitteren Gefühl sich erfreut, das im Unterliegen liegt; der erste freut sich über seinen Sieg, der zweite über sein Leiden.

Das Romantische liegt eigentlich darin, daß die zwei Hälften einer Idee auseinandergehalten werden durch etwas dazwischen liegendes Fremdartiges. Da Adam geschaffen war, verlangte Adams Idee ihr Supplement in Eva (die Tiere kamen zu ihm, und er gab ihnen ihre Namen — das Mannigfaltige ist hier — der Chor, wenn ich so sagen darf, ist hier — die Ironie ist hier —). Eva kommt und das Romantische ist vorbei, es ist Ruhe. — Der Mensch ist erschaffen, er sündigt; dieses Faktum verlangt sein Supplement, nämlich Christus. Bei den Nationen nun, die dieser Halbheit in der Existenz sich bewußt wurden, entwickelte sich das Romantische, die übrigen bildeten den Chor — Ironie usw. Christus kommt, es ist Ruhe — Christi Wiederkunft könnte nun wieder so behandelt werden.

Das hier Angeführte läßt sich leicht nachweisen, sowohl im Mittelalter überhaupt, wie in den Praestationen, die dem Romantischen angehören.

Ist das Echo romantisch? Ja; aber wenn es antwortet, ist das Romantische vorbei.

Das Tragische, das in der Unmöglichkeit liegt, einen zu haben, dem man sich verständlich machen kann, ist so schön ausgesprochen in der Genesis, wo Adam allen Tieren ihre Namen gibt; aber k e i n e n findet für sich.

Die drei großen Ideen (Don Juan, Faust und der ewige Jude) repräsentieren sozusagen das Leben außerhalb der Religion in seiner dreifachen Richtung, und erst indem diese Ideen lebendig werden in dem einzelnen Menschen und mittelbar werden, erst dann kommt das Moralische und Religiöse; so steht meine Anschauung von diesen drei Ideen im Verhältnis zu meinem dogmatischen Standpunkt.

April. — Liegt das Romantische im Gebrochenen, Mannigfaltigen? Nein; denn die Antike hat ja Nymphen, Nereiden usw., aber das Romantische im Gebrochenen liegt darin, daß ein unbefriedigter Drang es heraufbeschwört hat, ohne doch seine Befriedigung darin zu finden.

Wenn ich merke, daß mein Kopf anfängt, sich auf die Hinterbeine zu stellen. — — — Der Dichter muß nämlich haben, was der Nordländer im Himmel erwartete, ein Schwein, das er immer abstechen kann, und das immer von neuem aufwächst. — —

Schießt sich eine Kugel vor den Kopf, wi, wa, wende, so hat die Sach ein Ende, und wie, wa winnen, nun kann ein anderer beginnen.

Einer, der hinging und an Selbstmord dachte; im selben Augenblick fiel ein Stein herab und schlug ihn tot, und er endete mit den Worten: Gott sei Lob und Dank.

Ich komme eben von einer Gesellschaft, in der ich die Seele war; der Witz strömte aus meinem Mund, alle lachten, bewun-

derten mich — aber ich ging, ja der Gedankenstrich muß so lang sein, wie die Radien der Erdbahn ———————————

———————————

———————————

——————— hin und wollte mich erschießen.

Tod und Hölle, ich kann abstrahieren von allem, aber nicht von mir selbst; ich kann nicht einmal mich selbst vergessen, wenn ich schlafe.

Wie weit ist es wahr, daß ich über meine eigenen Witze nicht lachen kann?

Allgegenwart meines Witzes!

Juni 10. — Ein Wandermusikant blies auf einer Art Rohrflöte (ich konnte nicht sehen, was es war, da ich in einem andern Hof war) das Menuett aus Don Juan, und der Apotheker stieß seine Medizin, und das Mädchen scheuerte im Hof, und sie merkten nichts, und der Flötenspieler vielleicht auch nicht, und ich fühlte mich so wohl.

Die Umkehr geht langsam. Man muß, wie Fr. Baader richtig bemerkt, denselben Weg zurückgehen, den man vorher ging. Man wird leicht ungeduldig; wenn es nicht sofort geschehen kann, kann man es ebensogut sein lassen oder morgen beginnen und heute genießen; das ist Versuchung. — Ist das nicht der Sinn der Worte: das Reich Gottes mit Gewalt an sich reißen —?
Und darum heißt es, daß wir für unsere Erlösung mit Furcht und Zittern arbeiten sollen, weil sie nämlich nicht fertig oder vollendet ist; sondern ein Rückfall möglich ist. — Und es ist sicher zu einem Teil diese Unruhe, welche Leute trieb, mit so großem Eifer das Märtyrertum zu suchen, um die Probe so kurz und momentan so stark wie möglich zu machen; eine Probe, in der immer leichter zu bestehen ist, als in einer langwierigen.

Die gegenwärtige Zeit ist die Zeit der Verzweiflung, die Zeit des ewigen Juden (so viele reformatorische Juden!)

Juni 19. — Woher kommt es, daß wir das Komische am liebsten in Gesellschaft, das Tragische allein lesen wollen? —

Juli 16. — Die Handlung ohne das Interesse einer Idee ist wie Dialektik ohne ein Interesse des Wissens — Sophistik. — Darum ist es recht interessant, daß gleichzeitig mit den größten Sophisten (auf dem Gebiet der Erkenntnis) auch die größten Sophisten auf dem Gebiet der Handlung lebten, nämlich die, welche sich in Enthaltsamkeit übten, durch Selbstpeinigungen.

Aug. 25. — Fehlt die Begeisterung der Erkenntnis, die man doch als eigentümlich für Faust betrachten muß, eigentlich nicht in der Behandlung Goethes? — Wohl ist es wahr, was ich bei einer anderen Gelegenheit gesagt habe, daß Faust Don Juan in sich aufnimmt; aber dessenungeachtet kann sein Liebesleben, seine Sinnlichkeit niemals so werden; bei ihm ist dieses bereits mittelbar, etwas, in das er aus Verzweiflung sich stürzt.

Der Hegelsche Wiederkäuungsprozeß mit 3 Magen: erst das Unmittelbare, dann wird es wieder aufgestoßen, dann wieder hinunter. Vielleicht könnte es deshalb ein folgender Meister mit 4 Magen probieren u. s. f., wieder hinunter und wieder herauf; ich weiß nicht, ob der Meister versteht, was ich meine.

FRIEDRICH SCHNACK: GEDICHTE

AN DIE FLUR

Aus deinen Schluchten dampft der Morgenrauch,
Ich höre deine hellen Flüsse schallen,
Feucht blitzt der Tau, aus Sterngewölk gefallen,
Lobflammen brennen aus geweihtem Osterstrauch.

Wie fühl ich dich, erhabner Geist der Flur,
Dein großes Herz klopft heiß im Saft der Wälder,
Rot glänzt dein Blut im braunen Strom der Felder,
Die Bronze deines Leibes schmückt des Ginsters Feuerschnur.

An Teichen leuchtet sinnend dein Perlmutterblick,
Hier sitzt die Fabel alt und hütet ihre Wunder,
Der Zeitenvogel wacht vertieft im seufzenden Hollunder,
Die Sonnenblumen deiner Gärten künden Gold und Glück.

Umlaube mich, umgrüne mich, uralte Sommeraue!
Ich bin dein Sohn und deines Schoßes Frucht,
Geborgen süß in dir — im Schatten deiner Braue
Bleiben die Einfältigen und Weisen wie Lämmer unversucht.

KLEINE LEGENDE

In Abendlande ging ich fort,
Hier summt kein Wind, hier tönt kein Wort.
Der Mensch, ein Hirte, stieg zur Au
Und wusch den Leib im Wolkenblau.

Das weiße Schaf zieht durch den Hain,
Der Hund steht schwarz im Blumenschein.
Der Vogel lockt und schläft im Strauch,
Bald ruht der hohe Hirte auch.

Die helle Mondensichel geht,
Wo Mohn und Sternenblüte steht.
Das Wasser quillt, das Wild kommt weit
Vom schwarzen Berg der Ewigkeit.

DIE DROSSEL

Erschüttert war die Flur, als eine Drossel aufsang in der blauen Luft.
Sie hatte Gottes Zauberschritt gehört, in Traubengärten, eingeschlafnem Mohn,
Und rief ihn süß aus hellem Vogelblut — er aber schmolz unendlich hin in Duft
Und war wie Wind um weiße Lilien schon.

Doch blieb Erschütterung, zart und sonderbar.
Geheimnisvoll gestreift lag Lorbeer um ein Haus,
Musik erglühte tief, sang eines Herzens hohe Wonne aus,
Gewässer seufzten, seltsam klar, und ruhten golden in den Wiesen unsichtbar.

Unwirklich stieg der kühle Berg herauf,
Den Stern um Stern narzissenweiß besprühte.
Vor Volk und Angesicht tat sich der Himmel auf.

Von Tau troff Frucht und Laub, die Mitternacht kam schon,
Ein Fluß erscholl, die Drossel schwieg, der Honig quoll im dunkeln Kelch der Blüte,
In Traubengärten, eingeschlafnem Mohn.

TRAUMZAUBER

Auf der Mondwiese weiden die Schafe,
Auf der Mondwiese wartet ein Hirt.
Ich hebe die Stirne im Schlafe,
Mich haben die Düfte verwirrt.

Die weißen Steine erklingen,
Vögel rauschen im Jahr.
Ich höre die Wasser springen
Fremd und sternenklar.

Die Türen schwingen im Winde,
Die Blumen quellen herein
Aus alter Vaterlinde
Strömt Gold und Hauch auf mich ein.

Die Krüge sind milchüberronnen,
Die Schränke sind tief voller Frucht.
Gewänder sind seiden gesponnen,
Unirdisch und unversucht.

Die Wolken vergessen der Reise,
Sie schweifen durch Stube und Haus,
Und atmen verzückt und leise
Gerüche der Mitternacht aus.

Ein Gast glüht heimlich am Herde,
Die Flamme bedroht sein Gesicht.
Am Tore schnauben die Pferde,
Ich kenne den Fremdling nicht.

VERTIEFUNG

Im Gottgeheimnis liegen die Täler versunken,
Die Hirten haben aus heiliger Quelle getrunken.
Hosiannahwinde durchbrausen die Länder der Herzen,
Mild durch die Wolken lächelt die Mutter der Schmerzen.

Die Sphären kreisen um Gott, das Wort ist tief lebendig,
Der Glanz der Andacht blüht erhöht inwendig.
Der Ewigkeit gelöste Wasser triefen,
Die Seele schwebt in großen Glaubenstiefen.

Die Burg der Freude wächst mit Wolkenzinnen
Wo leichte Wälder stehn und reine Lüfte rinnen.
Die Zeit hub an mit guten Heilandsjahren:
Der große Christ versammelt seine Scharen.

VERBUNDENHEIT

Zu großen festlichen Zeiten
Lad ich euch ein in das gütige Haus:
Hier will das Herz, ein fröhlicher Wirt, glänzende Trünke bereiten,
Hohe Musik bricht Harfen und Goldhörnern aus.

Dem lös ich die Lippe leicht, der bitter geschwiegen,
Den ruf ich mit christlichem Namen, den keiner je rief:
Aus Wolken hernieder steigen die Hirten, die Ziegen,
Die Brüder im Tale kommen empor und antworten tief.

Hier sind die alten Wälder zur Einkehr geladen,
Mit brausenden Düften wachsen sie luftig herein.
Einsame Winde von brennenden Felsenpfaden
Atmen im Estrich und beugen sich über den Wein.

Treue Gestalten erscheinen aus Felsen und Fluren;
Die noch kein Weltsinn verwirrte, finden das heimliche Tor.
Waldgrüne Riesen, mit Moos und Jahrtausendspuren,
Oeffnen die Berge und treten aus Kammern hervor.

Gräser und Halme bespülen die zaubrische Schwelle.
Falter stöbern aus Mittag, Bienen umwölken das Dach.
Innige Mädchen bringen Gespinste und Felle,
Wandelnde Demut dient lautlos in Flur und Gemach.

Blumen aus ewigen Gärten spiegeln sich froh in den Scheiben,
Seufzende Wipfel verlohen in glücklichem Blau:
Euch werden die Früchte der triefenden Herbste verbleiben,
Tage voll Sagen und Fabeln in Stille und Tau!

Weilet, oh weilet; ich habe die Tiere gerufen,
Ihre versonnenen Scharen suchen das menschliche Herz.
Die Eselin nahet, der Hund schlägt an auf den Stufen,
Das Auge der Lämmer verdunkelt des Weltlammes Schmerz.

Harret! Die Taube fällt aus der südlichen Wolke.
Freunde, empfindet die Stunde, Erlösung ist nah!
Sichtbar verkündet der kommende Christ sich dem Volke,
Bleibet verbunden im Hause: die Liebe geschah!

CARL DALLAGO:
DIE GEFANGENNAHME DER LIEBE

(„Der große Unwissende", II. Teil, Kap. 9)

Nun habe ich wieder die Oelbäume, die Sinnbilder des Friedens, um mich. Doch macht sich der Friede auch in dieser Gegend, von der die Sieger Besitz ergriffen, noch wenig fühlbar. Die Teuerung hält an, und die Ruhe ist noch nicht hergestellt. Es scheint, daß der Friede eine Errungenschaft ist, die nach solchen Siegen nicht recht aufkommen will. Auch die Landschaft trägt noch arge Spuren der Verwüstung durch den Krieg. Nur das Gebaren der Natur ist dasselbe geblieben, und der Wandel der Jahreszeiten, der Auf- und Untergang der Tage und Nächte vollzieht sich in einer Weise, die keine Grenzverrückung, kein noch so gewaltsames Ordnen von Seite der Menschen zu stören vermag.

Daß der religiöse Mensch diesem Verhalten der Natur näher stehen muß als dem Verhalten der sogenannten Mitmenschen, die ihrem Trieb zu eigenmächtigem Ordnen immer wieder unterliegen, steht außer Frage. Denn der religiöse Mensch muß seinem Schöpfer untertan sein wollen, und damit untertan auch einem von jeher Ordnenden, und erst die Ausübung dieses Untertansein befähigt ihn schließlich zum Erfassen und ruhigen Hinnehmen des Zeitgeschehens. Es bringt mit sich, daß der Mensch dem Gebahren der Natur als der Schöpfung umso näher kommt, das heißt hier wiederum: daß er auch vom gewaltsamsten Ordnen von Seite der Menschen umso weniger berührt wird, je religiöser er ist. Solchem Nichtberührtwerden muß aber notwendig die eigene Abkehr von allem gewaltsamen Ordnen und Anordnen vorausgegangen sein. Daraus folgt: Ein Mensch steht allem gewaltsamen Ordnen und Anordnen umso ferner, je religiöser, also auch: je wahrhaft christlicher er ist. Zu den Eingriffen des gewaltsamen Ordnens von Seite der Menschen gehört aber auch die Einbeziehung der Ehe in den Bereich der staatlich sanktionierten kirchlichen Institutionen. Durch sie auch wurde die Gefangennahme der Liebe bewirkt.

Damit bin ich zur Stelle gekommen, wo ich einsetzen will, um weiter aufzudecken, was das Christentum als Kirche, richtiger: was der Fortschritt des Kirchentums an dem Menschen verschuldet hat. Zuvor jedoch sei noch der Stand des Christlichen als des Geistigen und Religiösen am Zeitgeschehen geprüft.

*

Als Deutscher meiner Muttersprache nach (die ich nie verleugnen möchte und nicht verleugnen könnte) schaue ich vorerst nach den Deutschen. Da sehe ich das gewaltige Unterliegen des deutschen Volkes trotz seiner gewaltigen Leistungen und Siege. Es hatte scheinbar die ganze Welt gegen sich. Aber das konnte nicht so schwer wiegen; denn diese Welt gegen sich haben, könnte ja auch der Ansporn sein, eine innere Kraft erst zu voller Geltung zu bringen. Was entscheidend war: das deutsche Volk hatte auch das bessere Menschliche, ja das Geistige selber gegen sich. Damit ist angedeutet, daß das Vorgehen der Deutschen, der Hauptsache nach, nicht innerer Nötigung, sondern dem Vertrauen auf die äußere Leistungsfähigkeit entsprang: ein Beweggrund, der, geistig gesehen, hinfällig erscheint und daher einer Stütze bedurfte; so mußte noch jene beabsichtigte Täuschung hinzukommen, die eine Nötigung zum gewaltsamen Vorgehen vorschützte, was vom leichtgläubigen Volk und von manchem Fernweilenden wie unsereinem, der sich in politischen Dingen die eigene Meinung gern ersparen möchte, auch geglaubt werden konnte. Heute, da unwiderleglich dargetan ist, daß das deutsche Volk mit dem zweiten Wilhelm gewiß nicht den Würdigsten zum Herrscher hatte — man vergegenwärtige sich nur den philiströsen Cäsarenwahn dieses Herrschers, dessen Verblendung soweit ging, daß er die Entlassung Bismarcks in einem Schreiben an den Zaren mit dem Satze zu rechtfertigen wagte: „Die klaren Köpfe werden anfangen zu verstehen, daß ich Gründe hatte, diesen unbändigen Mann mit seinem niedrigen Charakter aus dem Amte zu schieben" —, heute zeigt sich doch schon deutlich genug, wie alles so gekommen sein mag. Kein Wunder, wenn als Folge einer solchen Gesinnung des Herrschers die „klaren Köpfe" den so verwirrt

sehenden Gebieter wirklich zu verstehen anfingen, seine Mängel als Vorzüge herausstrichen, und so zu Einfluß gelangten. Und kein Wunder, wenn schließlich so der nationale Dünkel zu jenem verfänglich dröhnenden Deutschtum anwuchs, das über alles ging und zu einer Ueberhebung führte, die das bessere Menschliche im Volk untergrub, so daß es wirklich schien, als sei der geistige Mensch dem Reich abhanden gekommen. Nur so erklärt es sich, daß schließlich überall das bessere Menschliche, ja das Geistige, sich gegen die Deutschen kehren mußte, und dies erst, ich wiederhole es — nicht, daß sie einer Welt von Feinden gegenüberstanden — zeitigte ihren Fall.

Nun mag die eigentlich untunliche Frage erstehen, ob es im Grunde berechtigt war, daß die Deutschen das bessere Menschliche, ja das Geistige, gegen sich hatten? Darauf wäre zu antworten: Das bessere Menschliche, ja das Geistige gegen sich haben, heißt: sein besseres, sein tieferes, ja sein wahres Selbst gegen sich haben. Damit erstirbt die Frage nach Berechtigung, und man erkennt, daß das, was man für sich hatte, gerade hinreichte zum Selbstbetrug. Das Nationale aber ist, das erwies sich hier wieder, keine genügende Speisung für den Menschen. Und wo es vollends alle geistige Nahrung ersetzen will, macht es den Menschen nur hinfällig, und alle äußere Leistungsfähigkeit wird seinen inneren Zusammenbruch nicht aufhalten können. Was aber für den einzelnen Menschen gilt, muß — da das Volk aus Einzelnen besteht — auch für die Gesamtheit eines Volkes gelten.

Die Deutschen aber hatten es schon so weit gebracht, daß sie auch „für deutsche Religion" warben. Und der Verdeutschung des Herrgotts stand würdig der Wahlspruch zur Seite: „An deutschem Wesen muß die Welt genesen!" Bei einer anderen Nation wäre der Satz als pompöse Wortgebärde vielleicht mehr ins Leere verpufft. Bei den Deutschen erhielt er durch die ständig hörbare Waffenbereitschaft einen peinlichen Ernst. Und dies eben: Den Geist, den Geist der Wahrheit, ja den „heiligen Geist" für sich allein in Anspruch zu nehmen, ihn überdies noch mit dem eigenen Nationalen zu identifizieren und dieses der Welt zur Genesung aufdrängen, das Recht hiezu mit Waffenklirren be-

tonend: das mußte das bessere Menschliche, ja das Geistige gegen die Deutschen aufbringen; denn das ist Ueberhebung, die den Fall in sich trägt, und ist, religiös oder christlich gesehen, völlig verwerflich.

Bedenkt man nun noch, daß es ein sogenannter christlicher Herrscher war, durch den solche Gesinnung im Reiche gepflegt wurde, daß jedoch dem christlichen Herrscher ein Höherer vorgesetzt ist, der völlig Anderes lehrt und daß auch dieser Höhere angeblich seine Vertreter auf Erden hat, deren Aufgabe es ist, auch den christlichen Herrscher zu belehren, so trifft zunächst die Verantwortung für die Gesinnung, die im Herrscher wie im Reiche vorherrscht, diese Vertreter, es sei denn, sie wären in Widerspruch zu allem, was vorgefallen, und stünden in Ungnade bei Herrscher und Volk. Doch diese Vertreter, die Repräsentanten der Kirche, standen unter dem zweiten Wilhelm nicht in Ungnade im Reiche, sondern standen in Ehren und Würden; sie waren auch nicht im Widerspruch zum Herrscher und zu den herrschenden Kreisen, sondern predigten, wenn auch in ihrer Art, die christliche Liebe, wobei das Hofpredigertum besonders gedieh. Aber die Liebe — und nicht erst die christliche — war eben schon lange gefangen gesetzt; gefangen gesetzt durch die „christliche" Kirche, die herrschend geworden ist!

*

Wenn der Mensch allem gewaltsamen Ordnen und Anordnen umso ferner rückt, je religiöser er ist, muß dort, wo dieses Ordnen und Anordnen-Wollen, ohne daß eine innere Notwendigkeit dazu vorliegt, geradezu zur Weltordnungssucht ausgewachsen ist, das Religiöse fast ganz abhanden gekommen sein. Im Deutschen Reich ist unter Wilhelm II. diese Weltordnungssucht schließlich allzu herausfordernd in Erscheinung getreten. Für den Menschen wie für ein Reich besteht jedoch nie die Notwendigkeit, die Welt zu ordnen, und Weltordnungssucht entspringt wohl immer einer Stockung des geistigen Lebens, dem völligen Mangel an Religiosität. Es wäre ja auch ein fruchtloses Beginnen, die Welt als solche ordnen zu wollen, da doch die wahre Ordnung, die Ordnung von jeher, nicht von dieser Welt ist.

Aus der Tatsache nun, daß in Ländern und Staaten, wo solcher Mangel an Religiosität offen zutage liegt, die angeblichen Vertreter der christlichen Religion als die Repräsentanten der Kirche sich in Ehren und Würden behaupten, statt auf entschiedenen Widerstand zu stoßen — aus dieser Tatsache, die bezeugt, daß immer mehr bloßes Kirchentum anstatt des Christlichen, als des Geistigen und Religiösen, zur Geltung gelangt ist, läßt sich wiederum folgern: wo das Christliche oder Religiöse zu bloßem Kirchentum entartet ist, stockt die Zufuhr des geistigen Lebens. Wie sollte da die Liebe, die sich als Gottes- und Nächstenliebe äußert, aufkommen können!

Was ich mir da, zurückschauend auf den inneren Zusammenbruch des Deutschen Reiches, vergegenwärtigt habe, mag mehr oder minder für alle sogenannten christlichen Staaten in Betracht kommen, Amerika — das sich ja auch „christlich" gebärdet — nicht ausgenommen. Es hat nämlich den Anschein, als stünden alle diese Staaten vor einem inneren Zusammenbruch. Denn die innerste Angelegenheit des Menschen — und nun gar die des Christen — führt in jedem „christlichen" Staate ein mehr oder minder ausgesetztes Leben. Nur wäre vielleicht nicht außeracht zu lassen, daß die Kirche als solche in den romanischen (und wohl auch slawischen) Ländern faktisch, d. h. in ihrer Wirkung nach außen, mehr an Ansehen und Einfluß eingebüßt hat als bei uns Deutschen; woraus zu folgern wäre, daß ihr dort eher noch wahre Gläubigkeit und damit auch das Christliche anhänglich sei, während bei uns vielfach augenfällig auch das völlig Unchristliche sich nach außen hin zur Kirche bekennt oder doch wenigstens mit ihr paktiert, so daß diese ungescheut es wagen darf, selbst das im christlichen Sinn verwerflichste Mittel, die Zwangspolitik, zur Erlangung weltlicher Vorteile für sich auszubeuten. Wie weit es die Vertreter der Kirche bei uns, d. h. im deutschen Tirol, diesem kirchlichsten Ueberbleibsel des Habsburgerreiches, gebracht haben, zeigt eine fettgedruckte Zeitungsnotiz vom vergangenen Sommer, unterzeichnet von den vereinten — in eine „Volkspartei" zusammengefaßten — kirchenchristlichen Parteien, welche lautet: „Wir *müssen* wählen! Alle, ohne Ausnahme, ob Mann oder Weib. Wir wollen

doch nicht unsere Geschicke blind *unbekannten fremden* Händen überantworten!" Wohl wissend, daß nach solchem männermordenden Krieg die Ueberzahl bei den Weibern ist, deren Stimmen ihr zugute kommen mußten, setzte diese selbe Partei den gesetzlichen Wahlzwang für jedermann durch und trieb ihre weibliche Herde, auch die Klosterfrauen, zur Stimmenabgabe für die Wahl der Reichs- und Landesregierung wie für die Vorstehung der Gemeinde. Selbst die Geschicke einer Stadtgemeinde wollte sie nicht blind unbekannten fremden Händen überantworten, und was nicht Hand in Hand mit ihr ging, gehörte eben ohne weiteres zu jenen unbekannten fremden Händen, auch wenn es Hände waren, die schon jahrelang für das Wohl von Stadt und Land gewirkt hatten.

Und so geschah es und geschieht es noch: daß von Agenten der Kirche, den christlichen Pressejuden, als den heutigen Pharisäern, und der Geistlichkeit als den heutigen Schriftgelehrten, die sich auf den toten Buchstaben berufen, weil sie dessen geistiges Leben längst aus sich verloren haben, sämtliche Ordens- und Weibsleute aufgeboten werden, damit ihnen diese den Platz an der Sonne dieser Welt sichern helfen und ihnen nichts von ihren weltlichen Errungenschaften verloren gehe. Hätten sie noch eine Spur wahrer Christlichkeit im Leibe, müßten sie sich sagen: daß keine Macht der Welt dem wahren Christlichen oder Religiösen beikommen kann, und daß es gerade Sache des wahren Christen ist, sich blind unbekannten Händen zu überantworten, im Vertrauen auf gütige Geschickeslenkung durch die ewig unbekannten Hände dessen, der Schöpfer aller Kreatur ist. Und niemals dürften Ordensleute — und schon gar nicht unter Hinweis auf den geistlichen Gehorsam — zu solchem weltlichen Spiel mißbraucht werden, da doch immerhin etliche dieser Ordensleute der Welt wahrhaft entsagt haben mögen. Aber die politischen Sturmtruppen der Kirche, oder vielmehr deren weltlich vorgeschobenste Posten verstehen das christliche Leben anders; sie verraten sich und ihre Position heute offen durch die Presse und unterstreichen, was zu unterstreichen ist:

„Und nun noch ein ernstes, letztes Wort an euch, christliche Wähler und Wählerinnen. Ihr steht vor einer schwe-

ren Gewissenspflicht, wie dies auch die Bischöfe in ihrem neuesten Hirtenschreiben erklären. Es handelt sich bei dieser Wahl um Großes, Wichtiges, wie noch bei keiner Wahl bisher. Wie müßte es dir, christlicher Vater, christliche Mutter, ums Herz werden, wenn die Feinde der Kirche siegten und die Religion, das Bild des Gekreuzigten, den Priester aus der Schule verbannten, und du müßtest dir sagen: Auch durch meine Schuld? Müßte dir der Gedanke von der Mitschuld nicht wie Feuer auf die Seele brennen? Und wie könntest du, christliche Jungfrau, die du einst an den Traualtar zu treten gedenkst, deine Stimme einem sozialdemokratischen oder freiheitlichen Kandidaten geben, die für die sogenannte Ehereform sind? Du willst doch eine christliche unauflösliche Ehe eingehen? Wer wollte es wagen, mit einem Stimmzettel einer jener Parteien, welche für die Trennung der Schule von der Kirche, d. h. den Hinauswurf Christi aus der Schule, für die Auflösbarkeit des hl. Ehebundes und die Wiederverehelichung eintreten, vor ein Kreuzbild hinzutreten und zu sagen: Herr, mein Gott, ich kenne deine Gebote und Gesetze, aber ich streiche, soviel an mir liegt, sie mit diesem Stimmzettel durch. Das zu sagen, würdest du dich schämen, aber du handelst ähnlich, wenn du sozialdemokratisch oder freiheitlich wählst. Laß es dir gesagt sein, was Christus erklärt: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich."

Das — diese Lästerung — ist eine „christliche" Presserede; sie könnte ebensogut eine „christliche" Kanzelrede sein, denn gewiß ist dergleichen auch öfter von der Kanzel herab verkündet worden. Es berührt wie ein letztes, völlig hinfälliges Aufgebot. So hat es bei uns ausgesehen — damals, vor dem Zusammenbruch der Front. Auch da waren es die vorgeschobensten Stellungen, die keine genügende Kost mehr bekamen; so mußten sie versagen. Nun kommt wohl im Versagen die Reihe an die Kirche.

Ich bin zwar nur ein Laie und will niemals mehr sein im Religiösen. Aber ein Laie, der es redlich meint, steht schon so nahe an dem offenen Tor zum Religiösen, daß er hineinsieht. Und was er hier wahrnimmt und was er wahrnimmt, wenn er zur Kirche hineinsieht, ist zweierlei, und es ist so verschieden wie Weltsein

und Mensch sein. Das ist nämlich, solange diese Welt besteht, auch zweierlei.

Die Kirche sollte sich darum nicht länger als Kirche Christi ausgeben, sondern der Welt offen Nachfolge leisten. Sie sollte darauf verzichten, dem Menschen eine Nachfolge Christi vorzuspielen, denn die Kirche ist Welt. Und wer es nicht glauben will, der verfolge ihre Wahlagitation und genieße die geistige Kost, die sie in ihren vorgeschobensten politischen Stellungen verabreichen läßt. Man vergegenwärtige sich nur die Aufforderung an die christliche Jungfrau und Mutter zur Beteiligung am Wahlkampf und denke sich mit solcher Kost die ersten christlichen Gemeinden gespeist. Man vergleiche das Christentum von einst und jetzt. Und täusche sich nicht: Das Jetzt ist die Errungenschaft der Kirche. Wer dürfte noch sagen, daß die Kirche die berufene Vertreterin, die Hüterin des Christlichen Christi sei!

Einst predigte ein wahrhaft Berufener dem Volke das Christentum als das Geistige und Religiöse, existenziell dargetan von Jesu Christo als dem Menschen, an dem Gott sein Wohlgefallen hatte; der als solcher auch ein wahrer Sohn Gottes ist. Und das Volk hörte und nahm auf und vereinzelte sich, je mehr es aufnahm; denn ein jeder, der aufnahm, stand seinem Gott und einer Ewigkeit gegenüber. Heute lehren völlig Unberufene das Christentum in Presse und Kirche, und wo die Leute das Gehörte aufnehmen, rotten sie sich zusammen, gehen ins Wahllokal und werden Stimmvieh.

Nein, wie früher die wahren Christen als Geistesmenschen lebten, und wie die Uebervielen alle leben, die sich heute zum Christentum bekennen, ist so grundverschieden, daß es kaum mehr zu vergleichen ist. Heute, angesichts der Existenz dieser „christlichen" Welt, die das Ergebnis der Entwicklung der „christlichen" Kirche ist, muß vielmehr bekannt werden, daß das Einst in religiöser Hinsicht, wie es sich im Leben der sogenannten Heiden und Götzenanbeter kundtat, dem Jetzt gegenüber noch immer in Ehren bestehen kann. Denn kannten sie damals auch Menschenopfer, und war die Sinnenlust bei ihnen freigegeben, so brachten sie es doch nicht annähernd zu einem Massenmord wie dem Weltkrieg; brachten es auch nicht zu all dem Betrug,

der Lüge und der Heuchelei, die sich heute überall der Stillung der Sinnenlust zugesellt haben. Allein schon, daß die Sittlichkeit der Regelung durch die Polizeigewalt untersteht, spricht beispielsweise für den unsittlichen Zustand eines Volkes und nicht für einen sittlichen. Die Kirche aber zielt darauf hin, selbst die Unlösbarkeit der Ehe unter polizeilichen Schutz zu stellen. Wo die Liebe gefangen gesetzt ist, bedarf es eben der Gewaltmittel, die Ehe zu schützen. Die völlig verweltlichten Fürsprecher der Kirche haben ja längst auch allen Sinn dafür verloren, inwiefern eigentlich die Ehe, christlich oder religiös gesehen, unlöslich ist. Denn sie wollen nicht wissen, was Ehe ist, um die Liebe nicht freigeben zu müssen. Darum auch ihr krampfhaftes Eintreten für die Beibehaltung ihres Einflusses auf die Schule, die ja unter solcher Vormundschaft der geeignetste Boden zur Großziehung von Anschauungen ist, die mithelfen, daß die Kirche in der Welt auf ihre Kosten, nicht aber, daß das wahre Christentum zum Durchbruch kommt. Denn wo dieses zum Durchbruch käme, müßte man aus Scham und Zorn darüber, daß aus der Schule, die sich christlich nennt und dem Einfluß der Kirche unterstand, Regenten, Politiker und Journalisten hervorgegangen sind, die den Weltkrieg entfachen und schüren halfen, den Gekreuzigten entfernen — und sich abkehren von solcher Kirchenchristlichkeit für sein ganzes weiteres Leben. Denn man kann redlichen Gewissens doch wahrlich nicht mehr eine Macht als geistig herrschend anerkennen und aufrecht erhalten wollen, die ihre Wirksamkeit durch viele Jahrhunderte erstreckend, es nicht verhindern konnte, daß sie schließlich mit allem falschen Sang und Klang, mit allen Prozessionen, Bitt- und Wahlgängen, sich völlig in das Flache einer Konvention verlor und ein Leben in dieser Welt führte, das, weder kalt noch warm, als Gewohnheit fortlebte, Welt und Menschen immerfort um das Christliche als das Geistige und Religiöse betrügend, und so am Ende den Weltkrieg heraufbeschwor. Wenn daher die Wirksamkeit einer Schule, die dem Einfluß der Kirche unterstand, ihrerseits keine bessere Frucht zu zeitigen vermochte, wäre die Trennung von Schule und Kirche eher noch als ein christlicher oder religiöser Akt anzusehen; denn er könnte das

Leben in wahrhaft christlichem Sinne dadurch befruchten, daß er das faktisch Nichtchristliche, das sich für christlich ausgab und herrschend war, an seinen Platz zurückstellte. Aber der Kirche ist um sich selbst, es ist ihr um ihre weltliche Vormachtstellung bang, und nicht um das Christliche als das Geistige und Religiöse; und so salbt sie ihre Vertreter zu Volksvertretern und verpflichtet die Gläubigen zu politischen Wahlgängen. Das ist wohl der Höhepunkt der Entartung des Christlichen als des Geistigen und Religiösen, dessen wahre Betätigung den Menschen von jeder politischen Tätigkeit abzieht; nun fordern diese Tätigkeit die Vertreter des Christlichen von dessen Bekennern gleichsam als religiöse Pflicht, indem sie der Forderung mit den Worten Christi „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich" Nachdruck verleihen. Es beleuchtet grell den „welt"politischen Horizont, den sich die Kirche mit ihrer Einführung des Christentums eröffnet hat. Aber das Christliche als das Geistige und Religiöse von jeher unterwirft sich keiner Weltpolitik. Es bleibt nach wie vor: Abkehr von der Welt, Einkehr bei sich, Zukehr zu Gott.

(Es versteht sich, daß das hier Vorgebrachte nicht zugunsten irgend einer anderen Partei — etwa einer sozialistischen oder gar einer „freiheitlichen" — gesagt ist. Dergleichen gedeiht oder entwickelt sich ja auch nur auf dem Boden des Verlustes des Religiösen. Was diese Parteien immerhin höher stellt, ist: daß ihr Programm, als außerhalb des Religiösen stehend, sich niedriger hält. Im übrigen ist der Sozialismus eine Oberflächlichkeit, und der sogenannte Freisinn, der sich in Parteien unterbringt, eine Sackgasse, die gewiß nicht ins Freie führt. Und keine Partei verträgt einen ganzen Menschen.)

*

Der Umschau nach, die hier gepflogen wurde, steht die heutige Christenheit zweifellos nicht im Zeichen des Christlichen als des Geistigen und Religiösen, wohl aber die Kirche im Zeichen der Weltlichkeit. Und diese Kirche, die nicht ist, was sie zu sein vorgibt, hat sich der Menschennatur bemächtigt durch die Gefangennahme der Liebe. Einst war es die Liebe, die beide Ge-

schlechter zusammenführte, und das Gezeugte war gerechtfertigt durch das Einssein von Zweien im Fleische und die dadurch entstandene Gebundenheit. Heute ist das Gezeugte erst gerechtfertigt durch eine Ehe, die das Einssein von Zweien in Liebe durchaus nicht zur Voraussetzung hat. Und auch wo das Einssein von Zweien in Liebe zu solcher Ehe führt, ist es noch nicht das Einssein von Zweien im Fleische, das die Ehe giltig macht, sondern erst die Handlung, die die Kirche mit den beiden vornimmt. Demnach stellt sich die Sache so:

Nicht das Einssein von Zweien im Fleische durch die Liebe bindet die Geschlechter, sondern das Machtwort einer Institution, der Kirche, deren Weltlichkeit offenkundig ist. Einst war es die Menschennatur, die des Auflebens der Gebundenheit durch das Einswerden im Fleische bedurfte, um durch die Betätigung der Natur der Liebe ihre innere Freiheit, das ist: die Reinheit des Gefühls, nicht zu verlieren. Heute ist es eine Funktion der Kirche, zu binden, und durch die Macht der Gewohnheit hat die Kirche die Menschennatur schon so weit gebracht, daß diese sich der Gebundenheit durch das Einswerden im Fleische gar nicht mehr bewußt wird, sondern sie erst durch eine kirchliche Formalität verwirklicht und sanktioniert wähnt, auf Grund deren sie sich auch erst völlig frei zur Betätigung der Natur der Liebe erachtet.

Somit ist die wahrnehmbar am weitesten reichende Angelegenheit der Liebe, das Einswerden von Zweien im Fleische, eine Angelegenheit der Ehe geworden. Und diese wiederum eine Angelegenheit der Kirche — der Papstkirche nach sogar ein Sakrament, durch das dem Einswerden von Zweien im Fleische erst die unauflösliche Giltigkeit fürs Leben wird. Nun ist aber diese Kirche in ihrer gefestigten weltlichen Position Weltlichkeit. Und ihre sogenannten Gnadenmittel, die Sakramente, sind ihre Machtmittel; sie unterstützen die weltliche Machtstellung der Kirche, das ist: deren Verweltlichung. Verweltlichung jedoch ist Veräußerlichung, und was Verweltlichung unterstützt, fördert daher Veräußerlichung. Veräußerlichung bedeutet an der Menschennatur Einkerkerung, Gefangensetzung. Die Liebe

und mit ihr die Menschennatur ist durch die Kirche gefangen gesetzt. Das ist das Endergebnis.

An der Ehe mußte die Kirche einsetzen, um dies zustande zu bringen. Sie bedurfte vorerst eines Mittels, das die Giltigkeit der Ehe ihrer Sanktion unterstellte, das heißt: sie legte die Ehe als ein Sakrament fest, dessen der Gläubige nur durch ihre Vermittlung teilhaftig werden konnte. Wie zeigt sich hier doch deutlich das Gnadenmittel der Kirche als deren Machtmittel! Und in welch eine verfängliche Spekulation hat sich die Kirche eingelassen, da sie die Einsetzung dieses einen wie ihrer übrigen Machtmittel Christo und damit Gott — denn Gott Sohn und Gott Vater sind ihr dem Wesen nach eins — zuschreibt. Da doch Gott und die wahre Ehe schon mit den ersten Menschen im Anfang waren, als das Wort noch bei Gott und Gott noch das Wort war, durch das alle Dinge der Schöpfung gemacht sind; und es doch gewiß ist, daß keine Kirche zu diesen Dingen der Schöpfung zählt, und Christus als der Erfüller des Wortes auch nichts eingesetzt hat, was nicht schon vorhanden war, also auch keine Kirche, kein Sakrament, kein neues Gebot, sondern nur sein Leben für die Errettung des Menschen. Und Christus hat diese Errettung des Menschen einzig von dessen Rückkehr zum Wort, das im Anfang war, abhängig gemacht, und hat danach gelehrt und gelebt und Beispiel gegeben.

Wenn man sich das alles vor Augen hält, zeigt sich immer deutlicher und greifbarer das Abkommen der Kirche von Christo durch ihre weltpolitische Organisation des Christentums. Man gewahrt schließlich, was eine Organisation bedeutet, von deren Beschaffenheit unsere Geistlichkeit von heute mit ihrer völlig in die Politik dieser Welt aufgehenden Tätigkeit das beredteste Zeugnis gibt. Und dieses Zeugnis spricht für den Hinauswurf Christi aus dem Christentum durch die Kirche.

*

Wenn die Menschennatur von Grund aus schlecht ist, so ist sie durch das Wirken der Kirche gewiß nicht besser geworden, am allerwenigsten durch die Gefangennahme der Liebe. Denn eine Besserung müßte sich heute, da ja die kirchenchristliche Ehe

nun schon viele Jahrhunderte besteht, doch fühlbar machen. Doch was sich heute fühlbar macht im Bereich dieser Ehe, ist eher eine Verschlechterung des Menschen. Die gegenseitige Massenschlächterei, in die sich die „christlichen" Völker mit dem Weltkrieg gestürzt haben, bezeugt es. Auch ist zweifellos die Mehrheit des Massenaufgebotes für den Weltkrieg — es wären die zur Schlachtbank Geführten — aus kirchenchristlicher Ehe hervorgegangen. Aber auch die Mehrheit der Führer des Weltkrieges der „christlichen" Welt — es wären jene, die die Masse zur Schlachtbank führten — die Mehrheit der leitenden Staatsmänner und Heerführer, sowie vor allen die jeweiligen Regenten, als die Abkömmlinge alter „christlicher" Dynastien, sind zweifellos aus solcher Ehe hervorgegangen. Das alles drängt einem die Erwägung auf, ob nicht gerade diese kirchenchristliche Ehe eine allgemeine Verschuldung in sich trägt, eine Verschuldung, die durch Generationen sich hinzieht, bis sie in einer gleichsam fällig wird und beglichen sein will.

Solche Ueberlegungen, denke ich, sollten genügen, um den wahrhaft christlichen oder religiös denkenden Menschen davon abzuhalten, sich blindlings für den Fortbestand dieser „christlichen" Ehe einzusetzen. Es ist aber noch mehr Maßgebendes vorhanden, das gegen diese Ehe spricht.

Schon ihre Zugehörigkeit zur Ordnung dieser Welt läßt darauf schließen, daß sie das von jeher Ordnende aus sich verloren hat. Und daß sie dieser Welt so vertraut ist, daß sie tonangebend geworden ist in dieser Welt und das Liebesleben der Menschen schon jahrhundertelang gefangen hält mit dem Endergebnis eines Weltkriegs in dieser christlichen Welt, ist immerhin etwas, das den unbefangenen Betrachter soweit aufklären muß, daß er in solcher Ehe nichts Verlockendes mehr, am allerwenigstens ein Geistiges oder Religiöses erblicken kann. Ja, je mehr er in sich geht, muß er das völlig Aeußerliche dieser kirchenchristlichen Ehe erkennen, die — unvermögend, jene, die sie schließen, vor Gemeinheit zu bewahren — in vielfältiger Weise Lug und Betrug fördert; denn sie, die den Menschen äußerlich kettet, ohne über sein Inneres Macht zu haben, macht das Bindende fürs Leben von einer Formalität abhängig anstatt von

der Natur der Liebe, die mit dem Einswerden von Zweien im Fleische auch jene innere Zusammengehörigkeit auslöst, die zum Einssein fürs Leben verpflichtet, und zwar umso mehr, je christlicher diejenigen sind, die auf solche Weise eins geworden sind.

So gesehen, läßt sich erst erkennen, wie falsch die Kirche die Unlösbarkeit der christlichen Ehe begründet, wie falsch sie überhaupt die Ehe dartut, indem sie diese als Sakrament ausgibt und damit das Bindende und Entscheidende für die Ehe in eine kirchliche Handlung verlegt, anstatt die geschlechtliche Hingabe als das Bindende und Entscheidende anzusehen und zu lehren, daß diese Hingabe in Mann und Weib jene innere Zusammengehörigkeit auslösen soll, die sie als eins hinstellt fürs ganze Leben. Und dies also zu begründen: daß das Christliche als das Geistige und Religiöse von jeher so große Anforderungen an den Menschen stellt, weil es bestrebt sein muß, den Menschen so zu gestalten, wie er im Anfang war, als das Wort noch bei Gott war und der Mensch diesem Wort allein untertan und damit auch so beschaffen war, wie er von Gott gewollt ist. Die Worte Christi, der den Menschen nur wollen kann, wie er von Gott gewollt ist, weisen auch nirgends auf eine Kirche oder ein Sakrament hin, um das Bindende für das Einswerden im Fleisch darzutun, wohl aber sagen sie klar und unzweideutig aus, daß von Anfang an das Einswerden von Zweien im Fleische E h e ist. Christus belehrt die Pharisäer, die ihn versuchen wollten mit der Frage über Ehescheidung: „Habt ihr nicht gelesen, daß, der im Anfange den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und Weib sein sollte, und sprach: ‚Darum wird der Mensch Vater und Mutter lassen und an seinem Weibe hangen, und werden die zwei Ein Fleisch sein'. So sind sie nun nicht zwei, sondern Ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden."

Nun kann das Ergebnis aus dem Liebesleben der „Christen", kann die Menschenbeschaffenheit in der sogenannten christlichen Welt nicht mehr überraschen. Das Falsche und völlig Veräußerlichte im Liebesleben der Menschen muß allmählich auch den völligen Verlust des Geistigen und Religiösen nach sich

ziehen. Und das Falsche und völlig Veräußerlichte ist mit der kirchenchristlichen Ehe allgemein geworden, eben dadurch, daß diese Ehe allgemein geworden ist. Sie bindet die Geschlechter durch eine äußerliche — kirchliche — Handlung fürs Leben und entbindet sie dadurch gleichsam der Gebundenheit durch das Einswerden im Fleische. Daher dieses Einswerden vielleicht von keinen anderen Menschen so leicht und zu nichts verpflichtend genommen wird wie von den sogenannten Christen, die ja auch die Kirche, ihre Lehrmeisterin, der Hauptsache nach befriedigt sehen, wenn sie nur das Decorum, die äußere Gebundenheit, zu wahren wissen. Ja, in der Lasterhaftigkeit steht diese christliche Welt auch der verkommensten „heidnischen" Welt nicht im geringsten nach. Was beispielsweise Augustinus erzählt von seinen Jugendgenossen, gilt heute wie damals, und so mancher „christliche" Jüngling könnte das Geständnis ablegen: „Daß ich mich vor meinen Altersgenossen schämte, wenn ich minder schändlich gelebt hätte als sie, weil ich sie mit ihren Vergehen prahlen und umsomehr Rühmens davon machen hörte, je schändlicher sie waren: so verführte mich nicht nur die Lust an der Tat, sondern auch die Lust gelobt zu werden". Und man erinnere sich jenes gar nicht üblen älteren Herrn aus Kierkegaards Erzählung „Eine Möglichkeit", der sich die Redensart angewöhnt hatte: „Kein Mann, auch der Verheiratete nicht, kann wissen, wie viele Kinder er hat." Die Redensart entstammt unserer „christlichen" Welt, und der sie sich angewöhnt hatte, hatte sie jedenfalls dem humoristischen Hausschatz der landläufigen „christlichen" Moral entnommen. An ihm, dem Liebhaber einer Redensart, bleibt das Gesprochene gleichsam saftlos. Aber was dieser Redensart zugrunde liegt, und daß das, was ihr zugrunde liegt, neben der kirchenchristlichen Ehe sozusagen in ein und dasselbe Prokrustesbett der christlichen Sitten zu liegen kommen konnte: das Einswerden im Fleische gegen Bezahlung, die zu nichts verpflichtet, das ist das Bezeichnende für den Stand der „christlichen" Moral und zugleich das Verfängliche für den Menschen, der sich nachher religiös auf sich selbst besinnt. Einem solchen Menschen kann eine Redensart wie diese, insoferne ihre Wahrheit für ihn eine Möglichkeit bleibt, (wie Kierke-

gaard auch andeutet), zum Pfahl im Fleisch werden. Die Kirche freilich überhört solche Redensarten gerne und sieht über deren Bedeutung hinweg. Sie weiß, warum

*

Aber auch der völlige Verlust des Geistigen und Religiösen am Menschen spricht noch nicht dafür, daß die Menschennatur von Grund aus schlecht ist. Vielmehr läßt sich erkennen, daß der Mensch sich umsomehr verschlechtert, je mehr ihm seine Grundbeschaffenheit, sein Herkommen, seine Wurzelung, entzogen wird. Denn der Mensch, ursprünglich nach Gottes Ebenbild gestaltet, wurzelt auch in Gott, im Geist, im Gutsein; jedes Abkommen davon ist mehr oder minder Entwurzelung. Damit stimmt auch die Anschauung der Alten überein, die Augustinus übernommen hat: daß das Böse nur ein Sichentfernen vom Guten ist.

Solange nun der Mensch seine Wurzelung in Kraft erhält, steht er in Verbindung mit dem von jeher Ordnenden; so hat er den Anschluß, der auch ihn geordnet erhält. Je mehr jedoch seine Wurzelung an Kraft verliert, je mehr der Mensch sich seiner Wurzelung entzieht und seine Bestimmung in der äußeren Entfaltung sucht, umsomehr wird er Oberfläche, und er gleicht bald einem schwanken Rohr, das allen Winden ausgesetzt ist. Es nötigt den Menschen, sich nach Schutz umzusehen; so versucht er, sein Dasein durch eigenmächtiges Ordnen zu sichern, ohne zu erkennen, daß es dadurch nur immer schwanker wird.

Dieses Ausgesetztsein des Menschen und sein zunehmendes Sichaussetzen durch sein Abkommen von dem von jeher Ordnenden hat die Kirche wohl begriffen und für sich auszunützen verstanden. So hat sie sich den Grundsatz einverleibt, daß die Menschennatur von Grund aus schlecht sei. Es scheint, die Kirche bedurfte dieses Grundsatzes, um für sich am Grund des Menschen Platz zu schaffen, wogegen schließlich nichts zu sagen wäre, wenn die Kirche nicht eben auch von dieser Welt wäre. Da sie aber von dieser Welt ist und dennoch die Menschennatur seit der Erbsünde, das ist: seit dem Sündenfall, als von Grund

aus verdorben ansieht, sich selbst jedoch als die Macht ausgibt, die dieser verdorbenen Menschennatur das Heil zu bringen imstande ist — vorausgesetzt, daß der Mensch auf sie hört und ihr vollen Einlaß gewährt —, so hat man das gewiß höchst sonderbare Ergebnis vor sich: daß der Menschennatur, die der Sündenfall verdorben hat, Heil widerfahren soll durch ein verdorbenes Christliches wie die Kirche, die Weltbildung und damit auch Sündenfall ist.

Die Menschennatur nach dem Sündenfall und das Christliche, das Kirche geworden ist, haben dieselbe Vergangenheit: beide sind durch Weltbildung zu Fall gekommen. Der Kirche ist dabei das Christliche, als das von jeher Geistige und Religiöse, abhanden gekommen, der Menschennatur das Rein-Menschliche als das Menschliche, wie es von Gott gewollt ist, und somit auch das Geistige und Religiöse von jeher, das, wo es existenziell vorhanden ist, sich immer als ein Aufgehen in das von jeher Ordnende offenbaren muß. Die verdorbene Menschennatur aber wie auch die Kirche kann sich im eigenmächtigen Ordnen und Anordnen nicht genug tun. Wie aber sollte diese Menschennatur zum Aufgehen in das von jeher Ordnende zurückgeführt werden können durch eine Macht wie die Kirche, deren Existenz durch das Abkommen von jenem Ordnenden bedingt ist. Was an der Menschennatur gezeitigt wurde als Frucht dieses Unterfangens, muß mir darum noch weiter die Wirksamkeit der Kirche aufdecken helfen.

Daß die Kirche darauf ausgeht, die Natur zu verdrängen, um an deren Stelle den Menschen beherrschen zu können, enthüllt sich immer mehr. Die Gefangennahme der Liebe, die Ankettung gleichsam der Rechte und Pflichten der Liebe an die kirchliche Ehe, ist ihr grundlegendes Gewaltmittel. Diese Gefangennahme erscheint nur wie die vorbereitende Handlung zur Gefangennahme der Menschennatur, ja des ganzen Menschen. Denn dadurch, daß mit der staatlich sanktionierten kirchlichen Ehe auch die Belehrung über die Rechte und Pflichten der Liebe in der Ehe der Kirche zufällt, will sich gleichsam ein Drittes in der Ehe Geltung und Respekt verschaffen.

Einst hielt sich das Weib an den Mann, dessen Willen die

weibliche Freiheit auslöste, weil Willigkeit des Weibes Grundwesen ist. Mit der kirchlichen Ehe eröffnet sich dem Weib gleichsam eine neue höhere Instanz auch für die Angelegenheiten der Natur der Liebe. So rückte das Weib durch Einflüsse des neuen Dritten, der Kirche, im Weibsein allmählich vom Manne ab und wurde vermeintlich selbständiger und freier. So fühlte es nicht mehr, daß jede Gefangennahme der Liebe dem Weibsein eine Beschränkung auferlegt, und daß, wenn es sich freier und selbständiger vorkommt, dies nur eine Täuschung sein könne, nachdem ihm mit dem ursprünglichen Selbst auch das ursprüngliche Freiheitsgefühl verloren gegangen ist. Alles Ursprüngliche jedoch behält seine Tiefe in sich zurück; so bleibt es seinem Herkommen treu und schöpft seine Kraft aus diesem Herkommen, darin es wurzelt. Das vermeintlich freier und selbständiger gewordene Weib, so geworden durch Bildung von Seite der Kirche, die Weltbildung ist, ist indessen fortgeschrtten im Geiste dieser Weltbildung und verlor aus sich mit seinem ursprünglichen Selbst auch alle Tiefe des Weibseins. Seine Oberfläche beginnt sich nun anspruchsvoll auszubreiten, sein Verlangen wird vielfältiger, schon fühlt es sich von den verschiedensten Berufszweigen angelockt, und für jeden Beruf wähnt es sich tauglich, in dem Maße tauglich, als es die Tauglichkeit zum Weibsein eingebüßt hat. So verlangt es zuletzt, damit alles erreicht ist, was solcher Fortschritt erreichen kann, auch das politische Wahlrecht. Und die Vertreter der Kirche, diese weltpolitischen Bildner des Weibes, befürworten nicht nur dieses unweiblichste aller Weibsverlangen, sondern stimmen sogar, wie bei uns, für die Einführung eines Gesetzes, das dem Weibe die Ausübung des politischen Wahlrechts zum Gebot macht.

Selbst wenn als erwiesen angenommen würde, daß das politische Wahlrecht der Frau von sozialistischer Seite, also eher von kirchenfeindlicher Seite, angestrebt wurde, wäre damit nichts gegen meine Darstellung gesagt. Denn auch das Sozialistische ist ein Gewächs auf dem Boden des Christentums der Kirche, das ist: auf dem Boden verdorbener Christlichkeit; es sucht schließlich sein Heil offen im weltlichen Fortschritt, in Opposition gleichsam gegen die viel größere Verdorbenheit, gegen die

versteckte Weltlichkeit einer Kirche, die immer wieder genötigt ist, allen weltlichen Fortschritt mitzumachen, um sich als Kirche in dieser Welt behaupten zu können.

*

Das Geistige und Religiöse von jeher, das auch dem wahren Christentum zugrunde liegt, ordnet alle Angelegenheiten der Liebe ohne einer Kirche zu bedürfen. Dieser Ordnung nach ist der Mensch Gott untertan und das Weib dem Manne. Denn die ursprüngliche Existenz des Menschen hat Gott zur Voraussetzung und die ursprüngliche Existenz des Weibes hat den Mann zur Voraussetzung. Der Mann erscheint somit gleichsam als Vermittler zwischen Gott und dem Weibe in dem Sinn, daß das Weib durch seine Willigkeit dem Manne gegenüber, der das Wort lebt, das bei Gott ist, auch schon Gott zugeführt wird. Die Verantwortung im religiösen Sinn für das Tun und Lassen des Weibes, das durch seine Willigkeit zum Weibsein völlig freigeworden ist, geht demnach auch auf den Mann über, dessen Willen des Weibes Willigkeit ausgesetzt ist. Denn das Weib handelt schon religiös, indem es dem Willen des Mannes seine ganze Willigkeit entgegenbringt. So eröffnet es sich alle Tiefen, die sich der Mann eröffnet hat. In der Betätigung solcher Willigkeit — und nur in ihr — ist auch das Weib grenzenlos.

Man kann nun schon erkennen: Je mehr das Weib die Begrenzung seiner Natur einhält, umso mehr tilgt es seine Begrenzung. Denn seine Begrenzung ist das Gebundensein an seine Willigkeit, und dieser bedarf das Weib, um sich zu erschließen und sein Weibsein zur Freiheit zu bringen. Diese Willigkeit erfordert jedoch, um sich anzubringen, einen Willen, der auf sie einwirkt. Je mehr dieser Wille will, umso mehr ist Willigkeit erforderlich, um in ihn aufzugehen, umso mehr kommt Willigkeit zu ihrer Freiheit. Nun muß, geistig gesehen, ein Wille umso mehr wollen, je gesammelter, je geeinter, je mehr er nur ein Wille ist. Damit ist aber auch die ursprüngliche Gebundenheit des Weibes an nur einen Mann, das größtmögliche Freiwerden des ursprünglichen Weibseins durch Einen dargetan, wie auch die Einschränkung dieses ursprünglichen Weibseins durch die Willig-

keit zu Vielen. Und ist des weiteren dargetan, daß die ursprüngliche Weibsnatur dem Geiste zugetan sein muß, dem Geiste als dem lebendigen Ausdruck des geeinigtesten Willens, und daß ihr ein Mann umso mehr als Mann fühlbar werden muß, je mehr er das Wort lebt, das bei Gott ist, das heißt hier: je mehr er den alleinigen Willen zum Ausdruck bringt, der von Anbeginn gesetzt ist über alles Geschehen; je mehr er also von dem von jeher Ordnenden erfüllt ist, je mehr er die Beschaffenheit des Reinen Menschen aufweist.

Die ursprüngliche Gebundenheit der Geschlechter liegt immer in der Betätigung der Liebe. Mit der Gefangennahme der Liebe durch die kirchliche Ehe hat die Kirche auch das Weib gefangen gesetzt, dessen Natur von der der Liebe nicht zu trennen ist. Die Kirche nahm beiden die Ursprünglichkeit, das ist: die Wurzelung im Herkommen und damit auch die Kraft zur Betätigung der inneren Freiheit. Nun liegen Weib und Liebe in den Banden der Kirche und lügen Weib und Liebe in diesen Banden. Und neben der kirchlichen Ehe haftet der Lebensführung auch der kirchenchristlichen Männer beinahe als Selbstverständlichkeit jene fatale „Möglichkeit" an, von der Kierkegaard so eindringlich berichtet hat. Und ist es unser einem in all seiner Unvollkommenheit — nicht so sehr durch eigenes als durch Verdienst der Vorfahren — vergönnt, vor solcher Möglichkeit bewahrt zu bleiben, so hat einem die Erfahrung auf dem Lebensweg eine andere Möglichkeit zu Gemüte geführt, nämlich die: daß man sich der ehelichen Gebundenheit entbunden fühlen kann aus dem einen Grunde, weil das Weib die vollzogene kirchliche Trauung als das allein Bindende und Verpflichtende anerkennt. Denn das ist dort, wo strenge Gläubigkeit nicht mehr führend ist — und wo mag solche Gläubigkeit am Kirchenchristen heute noch führend sein! — ein Vergehen gegen die Liebe. Als solches kann es bewirken, daß im Menschen, den es zur ehelichen Gebundenheit verhalten will, die ganze äußere Ungebundenheit der ursprünglichen Menschennatur aufkommt, die jedoch der Liebe als einer inneren Gebundenheit gegenüber machtlos bleibt. Wenn nun einen solchen Menschen wieder die Liebe überkommt und er ihr nachgibt als ein Leugner und Verächter aller äußeren Ge-

bundenheit — vorausgesetzt, daß er dabei sich selber treu bleibt und niemandem sonst, keiner Menschensatzung und keinem Pflichtgebot — und wenn er schließlich selbst die Liebe nur als die kleinste innere Gebundenheit erlebt mit der Bestimmung, auch ihr entzogen und weiter geführt zu werden zu jener immer größeren Gebundenheit, die ihn der Welt und deren Menschen immer mehr entrückt, und käme er dabei auch um das ganze äußere Glück, um das Glück in der Ehe und in der Liebe, um das Glück in der Familie und auch um Ansehen und Einfluß: so mag ein solcher Mensch doch immer noch in sich friedlich und heiter sein, und sei es nur weil er so weit zu sich frei geworden ist, daß er der Kirche gegenüber festen Stand gewonnen hat und aus seinem religiösen Gefühl heraus mit besonderem Bezug auf die kirchliche Ehe ruhig sagen kann: die Kirche bindet von außen her; so unterbindet sie die große Gebundenheit, die Gebundenheit von innen her, zu der der Mensch umso mehr finden muß, je freier er wird.

*

Wo immer man Stand faßt der Kirche gegenüber, um ihr Verhältnis zur Liebe darzutun, immer ergibt sich, daß durch sie die Liebe gefangen gesetzt ist, und daß diese Gefangennahme der Liebe dem Liebesleben der Menschen kein Heil gebracht hat. Selbst wenn man in der Betrachtung von der Geschlechtlichkeit ausgeht, die der Menschennatur eignet, zeigt sich dasselbe Ergebnis. Die Liebe erscheint da gleichsam als das Blühen der Geschlechtlichkeit; und wie dieser liegt ihr ein Begehren zugrunde, das daher stammt, daß etwas, das zusammengehört, ein geteiltes Leben führt. Aber während die Geschlechtlichkeit dieses geteilte Leben rein generell im Getrenntsein von Mann und Weib erblickt, wird es von der Liebe völlig individuell erfaßt, d. h. sie erblickt es in der Trennung des Liebenden vom Gegenstand seiner Liebe. Die Liebe ist somit eine Gestalterin der Geschlechtlichkeit, deren Begehren durch sie so gestaltet wird, daß es sich einzig auf ein bestimmtes Persönliches konzentriert. Diese gestaltende Kraft entnimmt sie der Beschaffenheit dessen, der liebt. So mag in der Liebe die ganze Persönlichkeit eines Menschen zum Ausdruck kommen. Es brächte mit sich, daß die Größe der Liebe von

der Kraft der Persönlichkeit abhängt. Und aus solcher Abhängigkeit wiederum wäre zu schließen, daß die Gestaltung der Geschlechtlichkeit durch die Liebe um so persönlicher, um so wahlverwandter, umso exklusiver ausfallen muß, je mehr Liebe vorhanden ist, sodaß die Liebe, als die Trägerin eines solchen völlig persönlichen Verlangens, schließlich der Geschlechtlichkeit, als der Trägerin des rein gattungsmäßigen Begehrens, beinahe zum Gegensatz, jedenfalls zum Ereignis wird. Die Liebe ist auch das große und verhältnismäßig seltene Ereignis an der Geschlechtlichkeit und zwar gleichsam deren geistiges Ereignis, denn die Liebe macht frei, indem sie bindet. Das ist ein Kennzeichen des Geistigen. Die Liebe befreit vom bloßen gattungsmäßigen Begehren. Die Befreiung ist von innenher erfolgt, eben durch das innerliche Gebundensein.

Wie soll nun zweien Menschen, die zu sich frei geworden sind dadurch, daß ihre Liebe sie bindet, und die dieser Gebundenheit noch durch ihre völlige Bereitwilligkeit zum Einswerden im Fleische die größtmögliche Bejahung geben, wie soll ihnen durch eine äußere Zeremonie wie die der kirchlichen Eheschließung erst das Bindende zuteil werden können? Etwa dadurch, daß sie daran glauben? Doch solcher Glaube wäre ein anerzogener, der mit dem Glauben als einer lebendigen Kraft kaum etwas zu tun hat; geht doch auch jede bessere Liebe über ihn hinweg und nicht einmal wie über ein Hindernis. Aber sie mögen noch guten Willens sein, auch der weltlichen Obrigkeit zu genügen, und wo das Amt einer weltlichen Obrigkeit die Kirche ausübt, auch dieser zu geben, was ihr zukommt. Weil der Welt zu geben, was der Welt ist, wohl keinem schwer fällt, der Gott zu geben weiß, was Gottes ist, und folglich der Natur auch, als der Schöpfung Gottes, zu geben weiß, was dieser Natur ist, die — ausgegangen von Gott als dem Geiste — auch immer wieder ins Geistige hineinreicht.

Zu dieser Natur als einer Schöpfung Gottes gehört auch der Mensch und mit ihm die Liebe, die dadurch frei macht, daß sie bindet; so schafft sie auch die Position, von der aus, selbst christlich oder religiös betrachtet, das Einswerden im Fleische seine tiefere Berechtigung und Bedeutung gewinnt. Die Gefangen-

nahme der Liebe durch die Kirche wird dadurch noch deutlicher. Die Kirche mußte die Liebe gefangen setzen, um das Bindende für die Ehe an sich zu reißen. Und um die Gebundenheit durch die Ehe über jeden Zweifel erhaben und einleuchtend erscheinen zu lassen, mußte sie das Gnadenmittel an Stelle der Liebe setzen. Die Kirche hat eben für alles Ersatz, wie sie selber Ersatz ist, und so bietet sie ihren Gläubigen, die ebenfalls ihren Glauben durch eine Glaubensgewohnheit ersetzt haben, diesen Ersatz für das ursprüngliche Echte, das nicht mehr zu haben ist. Wer möchte auch zu behaupten wagen, daß diese übervielen, zur Ehe drängenden „Christen" aus purer Gläubigkeit der kirchlichen Eheschließung Folge leisten?

Nun besteht ja allerdings die Möglichkeit — aber man verstehe hier, wie sehr etwas zur Ausnahme werden muß, bis es nur mehr eine Möglichkeit ist —, daß es jederzeit einzelne fromme Seelen gibt, denen die Echtheit ihrer Gläubigkeit selbst die leeren kirchlichen Formen mit geistigem Leben füllt. Solche gläubige Seelen tragen dann eben auch in die kirchliche Eheschließung jene Kraft hinein, die sie aus ihr zu entnehmen glauben. Aber selbst diese Kraft ist weniger bindend als die Kraft der Liebe und behält daher auch dort, wo solche Seelen zugleich Liebende und solange sie Liebende sind, nicht die Oberhand. Das kennzeichnet solche Gläubigkeit als Kirchengläubigkeit, das ist: als Gläubigkeit, die durch die Kirche Halt gewinnt. Die Kraft des lebendigen Glaubens aber verläßt jeden Halt von außen her, also auch den der Kirche. Wenn darum Liebende nur durch das Einswerden im Fleische sich fürs Leben gebunden glauben, so steht dieser Glaube dem Glauben als lebendiger Kraft näher, wäre daher auch christlicher und religiöser als der Glaube jener, die sich erst durch die kirchliche Eheschließung fürs Leben gebunden glauben.

Im allgemeinen läßt sich auch behaupten, daß jenen am meisten um die unauflösbare kirchliche Ehe zu tun ist, die in sich zu wenig oder nichts aufbringen, um jemanden fürs Leben an sich zu binden. In solchen Fällen zeigt sich die Kirche wohl immer hilfsbereit und verbindet fürs Leben auch dort, wo etwas, seiner wahrnehmbaren Natur nach, nicht verbunden sein will. Im Hilfe-

leisten nach dieser Richtung hätte die Kirche wohl schon manches auf dem Gewissen, wenn sie ein besseres Gewissen hätte.

Aber ich komme auf die Liebe zurück, die dadurch frei macht, daß sie bindet, womit gesagt ist, daß ihr alles Bindende von außen her ein Nebensächliches sein muß. Verhältnismäßig hat auch die kirchliche Eheschließung für jene, die nicht aus Liebe heiraten, mehr Bedeutung als für diejenigen, die aus Liebe heiraten. Denn bei jenen macht die Trauung wirklich das Bindende aus, während bei diesen trotz des kirchlichen Bandes die Liebe als das Bindende wirkt; verliert sich diese, verliert sich auch das Bindende, und was sich dabei herausstellt, ist, daß die bindende Kraft der kirchlichen Handlung doch nicht hinreicht, um das Bindende der Liebe ersetzen zu können. Das Bedeutungsvollste aber: daß das Einswerden im Fleische eigentlich das Bindende ist, daß dieses an sich schon die Ehe ausmacht, ist von Seite der Kirche nie gelehrt worden; im Gegenteil, allgemein gelehrt wird: daß dieses Einswerden von Zweien im Fleische überall dort verwerflich ist, wo sich die Beiden nicht vorher die kirchliche Genehmigung eingeholt haben. Im Anfang aber, als das Wort noch bei Gott war und bei keiner Kirche, begegnete dem Dasein der ersten Menschen die Weisung Gottes: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde." Nun die Kirche die Verkündigung des Worts übernommen hat, soll der Vollzug dieser Weisung an den Vollzug einer kirchlichen Handlung gebunden sein, als ob erst von dieser der berechtigte Drang zum Vollzug der Weisung Gottes ausginge. Dabei hat es diese Kirche soweit gebracht, daß ihre Vertreter bereits an die „christliche" Jungfrau, wie an die „christliche" Ehefrau und Mutter mit der Weisung herantreten: W i r m ü s s e n w ä h l e n! Eine Weisung, die — hätte sie überhaupt eine Berechtigung — jedenfalls nur dem Mann oder Bräutigam oder Vater zustände, nicht aber Vertretern der Kirche; denn diese muß mit dem Bibelwort doch auch die Anordnung Gottes übernommen haben, derzufolge dem Weib nach dem Sündenfall auferlegt wurde: „Dein Wille soll dem Willen des Mannes untertan sein. Und Er soll dein Herr sein."

In dieser Anordnung liegt das Entscheidende für die Freiheit und das Glück des Weibes, wie für den gedeihlichen Bestand der Ehe. Wären die Worte nichts als Menschenworte, einer äußeren Notwendigkeit entstammend, könnte man dagegen ankämpfen und daran ändern; so aber gehören sie zum Wort, das im Anfang und bei Gott war und das, geistig gesehen, die einzige Realität ist in dem Sinn: daß einzig in der Befolgung dieses Worts das Geistige und Religiöse von jeher, das das Lebenselement der Menschennatur ist, sich völlig verwirklicht. Die Weibsnatur, die zu sich völlig frei werden will, hat darum keine andere Wahl: sie muß den vorgeschriebenen Weg gehen, wenn sie sich völlig verwirklichen will, wenn sie sich völlig erleben soll. Denn erst Willigkeit entbindet das Eigenste im Weibe, indem es bindet. Das Bindende wird so das Führende. Und dieses Bindende wächst, je mehr das Eigenste frei wird, also durch Willigkeit, und wird so immer mehr die große Gebundenheit, die Gebundenheit von innen her. Als solche regelt sie auch das Verhältnis zum Mann und entscheidet damit auch über die äußere Auflösbarkeit der Ehe. Was aber hier festgehalten sein soll, ist: daß das Anbringen der Willigkeit das Entscheidende für das Freiwerden und das Glück des Weibes ist. Denn zum Weibsein völlig frei werden und das Glück dieser Freiheit erlangen, bedeutet: in den Willen eines Anderen aufgehen können. Damit wäre auch dem Wort von Seite des Weibes Genüge getan.

Das Weitere obläge dem Manne, der seinen Willen so zu gestalten hätte, daß er dem Weibe, das sich ihm anbringt in Willigkeit, auch gleichsam den Willen Gottes vermittelt, dadurch, daß er dem Wort zu leben trachtet. Das unvermittelte Aufgehen in den Willen Gottes von Seite des Weibes findet sich im Anfang, als die Vollendung war, nicht. Im Gegenteil: die erste selbstständige Entscheidung des Weibes ist ein Sündenfall, indem es der ersten Versuchung von außen her erlag, weil es hoch hinaus wollte. So verblieb wohl dem Weibe als Erbteil der kurze Sinn, der eigentlich schon Weltsinn ist, denn er verleitet die menschliche Kreatur, die von der inneren Gebundenheit abgekommen ist, mehr sein zu wollen als sie ist.

Verweilt man bei solcher Betrachtung, zeigt sich der im

Eigenwillen wurzelnde Ungehorsam des ersten Weibes Gott gegenüber als die Tat, die den Verlust des Paradieses nach sich zog. Wohingegen die unbedingte Willigkeit einer Jungfrau einer göttlichen Botschaft gegenüber das größte auf uns überkommene Ereignis, die Geburt Christi, auslöste.

Ich habe hier die beiden Ereignisse, uns überliefert durch die Bibel, als wirkliche Ereignisse aufgefaßt, soweit ich dieser Wirklichkeit innerlich habhaft zu werden vermag, soweit für diese Wirklichkeit in mir Platz ist, soweit in mir das Wort Leben und Dasein gewinnt. Und wenn ich mir auch nicht anmaße, ein Verkünder des Wortes sein zu wollen, so bin ich doch in religiöser Hinsicht soweit zu mir frei geworden, um das ganze Ausgesetztsein des Daseins wahrzunehmen, wenn es nicht in jener einzigen Realität verankert ist, die durch das Wort, das im Anfang und bei Gott war, gegeben ist. Und so sehe ich das Erleben im Liebesleben der Menschen auch heute noch dafür zeugen — soweit ein Erlebnis, als ein vergängliches Ereignis, für das Wort, als das unvergängliche Ereignis, zu zeugen vermag —: daß die Eigenwilligkeit des Weibes immer unheilvoll ist, daß sie den Zugang zum Paradies dem Mann wie dem Weib immer wieder verschüttet, ja daß es unmöglich ist, daß ein Weib durch Anbringen seiner Eigenwilligkeit je zu sich frei oder auch nur befriedigt, geschweige denn glücklich wird.

Damit offenbart sich aber auch dem Hörer des Worts, als dem Betrachter des unvergänglichen Ereignisses, daß die politische Wahlpflicht, dem Weib auferlegt, ein völlig Verwerfliches ist. Denn dem Weib, das in den Willen des Mannes aufgeht, hat dieser das W o r t zu vermitteln, das Wort und nicht die Politik. Das Weib aber, das seinen Eigenwillen anbringt, — und die Wahlpflicht setzt dies voraus — handelt von vornherein g e g e n das Wort und damit völlig unreligiös. Wie steht nun eine Kirche da, deren Vertreter vorgeben, Verkünder des Wortes zu sein, dabei aber sich nicht scheuen, mit Hilfe des politischen Packs, das ihnen anhängt, ein Gesetz ins Leben zu rufen, das dem Weibe die Wahlpflicht auferlegt! Liegt nicht schon der Untergang des Christentums, das als Kirche ins Leben getreten ist, in diesem „W i r m ü s s e n w ä h l e n!", das die Vertreter der

Kirche verkünden, zumal ja deutlich wird, daß sie damit nicht mehr das Wort, sondern ihr Werk dartun, weshalb nun auch von dem, was sie „sagend" als ihr Werk betätigen, die Weisung der Schrift gelten muß: „nach ihren Werken sollt ihr nicht tun."

*

Immer fragwürdiger erscheint mir so die Beschaffenheit, die durch das Christentum als Kirche dem Weibe einverleibt wurde. Die Liebe wurde gefangen gesetzt und das Weib äußerlich losgebunden, ja losgelassen. Dem Willen des Mannes entzogen kann sich das Weib nun jedem Beruf hingeben. Doch wer möchte behaupten, daß solche Hingebung die von Gott gewollte ist? Aber das Weib, der Natur der Liebe entfremdet, wähnt sich dadurch befreit. Sein Weibsein ist schon so flügellahm geworden, daß es das Flattern im Käfig eines äußeren Berufs für Freiheit nimmt.

Hier kann ich nicht umhin, mich auf Weininger zu besinnen. Ich habe seiner bereits in einer Schrift gedacht; aber was ich damals vielleicht zu wenig in Betracht zog, ist, daß Weininger im Grunde Wissenschafter blieb, daß er diesen auch in seinen philosophischen Abhandlungen nicht los wurde. Als ein redlicher Bekenner der Wissenschaft bekannte er sich zwar zum Bankrott dieser, insoferne sie dahin gelangt war, dem Menschen das Führende sein zu wollen. Die Folge davon war, daß er gleichsam als Wissenschafter vor dem Geistigen und Religiösen kapitulierte. Das bleibt seine gewollte Stärke. Seine bewiesene Schwäche aber liegt darin, daß er des Geistigen und Religiösen nur in der Idee habhaft wurde, das heißt: daß er seiner nicht habhaft wurde, daß er es nicht genug erlebte als Mensch. Und das wiederum hatte zur Folge, daß er sich dem Christentum als einer Kirche überließ. Der kirchenchristlichen Auffassung der Fleischeslust — mit dieser Auffassung hat ja die Kirche der Gefangennahme der Liebe vorgearbeitet — entstammt zweifellos die erste Anregung zu Weiningers vernichtender Kritik an Weib und Geschlechtlichkeit. Und der Wissenschafter in ihm mit seinem Ueberschuß an Intellektualität verschafft ihm reichliches Material für sein außerordentliches Unterfangen, da ja alles Ge-

schlechtliche durch die ausschließliche Betastung von Seite des Intellekts verfänglich und gemein wird. So setzt Weininger auch das unmögliche „Koitus" für Hingebung und gestaltet solcherart die Behandlung seines Themas geradezu antigenial, indem er philosophierend etwas wissenschaftlich festhält und damit diesem Etwas eine Begrenzung gibt, die philosophisch, und noch viel mehr geistig oder religiös betrachtet, n i c h t vorhanden ist. Denn eine wissenschaftliche Tatsache ist noch nicht einmal eine volle Tatsache der Natur, sondern nur eine Tatsache aus der Beobachtung der Natur, eine Tatsache der wahrnehmbaren Natur, die niemals die volle Natur in sich schließt, welche in ihre Gewalt zu bekommen der Wissenschaft auch nie gelingen wird. Und wenn es ihr hundertmal gelingt, die Geschlechtsdrüsen des einen Individuums in das andere zu verpflanzen und dessen Männlichkeit oder Weiblichkeit nach ihrem Gutdünken zu bestimmen, ist damit von der Wissenschaft noch nicht im geringsten bestimmt, was damit eigentlich bestimmt wird — was dergleichen schließlich zur Folge hat; denn es bleibt ihrer Bestimmung entzogen, was zuletzt dabei herauskommt. Dieses Z u l e t z t kann, religiös gesehen, seine Rückwirkung noch auf den einst bestimmenden Wissenschafter haben, den inzwischen der Tod oder der Teufel geholt haben mag — so grauenhaft erscheint mir der Vorgang dieser Bestimmungsanmaßung auch nur ideell auf den Menschen angewandt, und sonst hat er ja nur die Bedeutung eines geglückten Epxeriments; denn dieses Zuletzt entläßt weder den Tod noch den Teufel, die in ihre Gewalt zu bekommen der Wissenschaft ja auch nie gelingen wird.

So redlich und so gründlich nun auch Weiningers Abkehr von der Anmaßung der Wissenschaft ist, dem vermeintlichen Christentum, dem Christentum der Kirche zu Gefallen, dem er mit seinem Uebertritt zum Protestantismus anhänglich wird — vielleicht auch in büßender Absicht, nachdem er die metaphysische Schuld der Juden als „L ä c h e l n ü b e r G o t t" erkannt hat —, gebraucht er nun seine ganze wissenschaftliche Intellektualität gegen das Weib und die Geschlechtlichkeit, um sich annähernd in Einklang zu bringen mit der Sphäre, der er sich zugewandt hat und von der er sich Heil erhofft für den Men-

schen. Dabei blieb er wohl vorsätzlich so kritiklos gegen das Kirchenchristentum, daß er die metaphysische Schuld der Kirche, die Spekulation mit der Menschwerdung Gottes und dem Jenseits, sowie die mit der Mißachtung des Natürlichen, die beide, wie jede Spekulation mit übersinnlichen Begriffen, soviel vom jüdisch Hierarchischen an sich haben, gar nicht wahrnehmen wollte. So scheint Weininger wirklich der kirchenchristlichen Auffassung, die gegen das Weib und die Geschlechtlichkeit gerichtet ist, erlegen zu sein, ohne das Spekulative, das in der Auffassung der Kirche liegt, erfaßt zu haben. Dabei darf als sicher angenommen werden, daß er die Realität, die im Wort liegt, und damit auch die des geistigen Lebens, nicht nur geahnt, sondern auch erkannt und demgemäß versucht hat, dieses geistige Leben vorerst ideell festzuhalten. Wie wäre er sonst zur Verwerfung des Judentums, zur Verwerfung des Lächelns über Gott (das doch ein Lächeln über das Wort, das im Anfang und bei Gott war, in sich begreift) gekommen? Aber irregeführt war er dadurch, daß er das Kirchenchristliche von dem Wort nicht entscheidend zu trennen wußte. Das half jedenfalls mit, in ihm eine Naturmißachtung erstehen zu lassen, auf die wohl auch seine unmögliche Wagnerwertung (die dem alten, dem Kirchlichen sich zuneigenden Meister, dem Schöpfer des Parsifal, einen Christo nahestehenden Rang zuerkennt) zurückzuführen ist. So zeigt sich immer wieder, daß der sicherste Weg zur Kirchengläubigkeit, die den Menschen von dem von jeher Geistigen und Religiösen entfernt, die Naturmißachtung ist.

Darum sei nochmals betont: Alle Tatsachen der ursprünglichen Natur und somit auch die Geschlechtlichkeit und ihre hohe Blüte, die Liebe, liegen auf dem Wege zum Geistigen und Religiösen. Das vergängliche Ereignis an ihnen bewertet die Erfahrung bald als allzu vergänglich. Und dann streben wohl auch der Drang nach Geeintsein im Menschsein und das Hingebungsbedürfnis im Weibsein mehr unvergängliche Gestaltung an. Diese mehr unvergängliche Gestaltung des Menschseindranges wie des Weibsein-Bedürfnisses erreichen Mensch und Weib immer mehr mit dem geistigen und religiösen Leben. Denn das Geistige und Religiöse, wo es in seiner Vollendetheit auftritt,

ist das Geeinte. Als solches ist es auch ein Uebergeschlechtliches, das nicht mehr die Geschlechtsliebe kennt, die das Ungeeinte voraussetzt, um sich anbringen zu können.

Hier angesetzt, erwiese sich das, was Weininger gegen das Weib vorbringt, noch als der Vorzug des Weibes. Denn ein Weib ohne Willigkeit, ohne Hingebungsfähigkeit, wäre ein Unding. Weininger schaut wissenschaftlich; so sieht er die kleinste, die äußerste Wirklichkeit, das allzu vergängliche Ereignis und nicht, was ihm zugrunde liegt und in seiner Steigerung zur großen Wirklichkeit, zum unvergänglichen Ereignis, auch am Weibe führen kann: zur geistigen Hingabe. Dabei ist festzuhalten, daß es des Mannes Beruf ist, dem Weibe das Geistige zu vermitteln; indem ja die Weisung, die dem Weibe auferlegt, dem Willen des Mannes untertan zu sein, ein Bestandteil des Wortes ist. Erscheint auch ein Weib in der Geschlechtssphäre völlig untergetaucht, so ist es doch der Mann als solcher, der dies verschuldet; denn wie sollte da das Weib auch zur Hingebung kommen können, wo kein Begehr und mit ihm kein Wille zur Lust vorhanden ist. Ist der aber auf Seite des Mannes vorhanden und ist die Folge davon auch nur der Beischlaf, so ist damit von Seite des Weibes noch immer nicht gegen seine eigentliche Bestimmung gehandelt, die ihm ja auferlegt, dem Willen des Mannes untertan zu sein, — eine Bestimmung, durch deren Befolgung das Weib immer noch zum Höchsten geführt werden kann, insolange der Wille des Mannes eines solchen Strebens fähig ist. Das ergibt wiederum: des Weibes Mangel ist des Weibes Vorzug, oder auch: in der Schwäche des Weibes liegt seine Stärke. Wo dem Weibe aber der Eigenwille nicht mangelt, wo dieser erstarkt und groß wird und nach und nach die ganze Hingebungsfähigkeit im Weibe tilgt, sodaß es nur mehr nach äußerer Freiheit strebt, weil es die Kraft zum Anbringen seines Weibseins, die Kraft zum Freiwerden zu sich selbst gründlich eingebüßt hat: dort beginnt der eigentliche Mangel, der Verfall am Weibe. Es ruht dann nicht, bis es nicht die volle Befähigung zur Politik erlangt hat, die Befähigung zur völligen Unfähigkeit, ein Leben zu leben im Sinne des Schöpfers und der Schöpfung, ein Leben zu leben, wie es von Gott und der Natur gewollt ist, zu leben nach dem Wort, das

als die einzige geistige Realität, geistig und religiös gesehen, auch das alleinige Leben ist, womit zuletzt gesagt ist: daß die politische Befähigung des Weibes seine Befähigung zur völligen Unfähigkeit zu leben ist.

*

Das Geschlechtliche in seiner natürlichen Bestimmung, Weg zu sein und nicht Ziel, steht dem Geistigen als dem Geeinten nicht entgegen. Denn es kann immer wieder dem Menschen die Erkenntnis bringen, daß das Geeintsein, das es anstrebt, noch keine Erfüllung eines Geeintseins bietet. Und das wiederum kann die Veranlassung werden, daß der Mensch sein Streben nach Geeintsein über das Begehren der Geschlechtlichkeit hinausführt. Damit betritt er aber bereits den Weg zum Geistigen und Religiösen.

Von allem Wahrnehmbaren, das die Menschennatur in sich hat, ist das Geschlechtliche das Tiefste; es klopft gleichsam am stärksten an das Tor der Verhangenheit. Es verwirft gleich dem Geistigen und Religiösen alle äußeren Errungenschaften. Es tritt an den einzelnen Menschen heran und fordert den einzelnen Menschen heraus. Wie verstummt alle Einbildung vor ihm, das dem Menschen eingeboren ist und mehr vom Menschlichen aussagt als alle Bildung. Ist es doch das Intimste, das sich ausgeben will in einer Sprache, die vor Intimsein stumm geworden ist. Es lechzt nach Freiwerden, begehrt das Geeintsein und ergräbt sich eine Gebundenheit, in der noch keine Erfüllung liegt. So erlebt es die Ohnmacht der Macht, die nicht geistig genug gespeist wird, und enthüllt doch zugleich ein Geistiges in diesem Erlebnis.

Dieses Geschlechtliche geht auch gewaltig im alten Testament um und übt seinen Einfluß auf alles Geschehen. Und solange es in Ansehen steht gleich einem Ernsten und Großen, solange es seinem so weitreichend Einenden nach gewertet wird, wie ernste Begebenheiten gewertet werden — eine Wertung, von der die langen Geschlechtsregister noch im Neuen Testament Zeugnis geben —, solange scheint ein Volk auch auf gedeihlichem Wege zu sein. Erst wo das Geschlechtliche als ungehörig betrachtet wird und doch zur Würze der täglichen Unterhaltung gehört, erst wo es

gewissermaßen zum letzten Vergnügen, zum letzten der Genüsse herabsinkt, die man sich noch gönnt, wenn man sich schon übergenug gegönnt hat, erst wo es die allgemeine Verachtung hat, weshalb man ja für seine Betätigung auch allgemein keinen Aufwand von Verantwortung für nötig hält: dort erst entfernt es sich völlig vom Geistigen und Religiösen, wobei es auch nicht mehr das ursprünglich Geschlechtliche, sondern nur mehr dessen Verfall ist.

Dieser Verfall des Geschlechtlichen, der den Verfall der ganzen Menschennatur nach sich zieht, zeitigte wohl erst die Annahme, daß das Geschlechtliche wider das Geistige sei. Im Anfang aber, als das Wort noch bei Gott war, war auch das Geschlechtliche bei dem Geistigen und Religiösen. Und zu diesem Geistigen und Religiösen vorzudringen, ist schließlich auch der Beruf oder die Endaufgabe des schöpferischen Menschen. Solchem Vordringen kann daher das Geschlechtliche nicht den Weg verlegen. Ebensowenig kann man den Kampf zwischen Geist und Sinnlichkeit die „Berufskrankheit des Genies" — als des schöpferischen Menschen — nennen; es wäre denn, man nähme diese störende Sinnlichkeit bereits als erkrankten Zweig der Geschlechtlichkeit. Auch der Annahme, daß der sexuelle Mensch die erotische Illusion braucht, um das physiologische Erlebnis seiner Sexualität zu ertragen, widerspricht die ursprüngliche Beschaffenheit des Geschlechtlichen, das den Menschen den Geschlechtsakt eben nicht als nur physiologisches Erlebnis erleben läßt, sondern vielmehr diesem Erlebnis seine physiologische Begrenzung (die nur der Wissenschafter festhält) nimmt, indem es das Geeintsein eines Getrennten, das seiner ursprünglichen Bestimmung nach zusammengehört, anstrebt und nicht das Lustempfinden. Das mitgehende Lustempfinden dürfte wohl als Unterstützung dieses Strebens von Seite der Natur aufzufassen sein. Es scheint aber auch hier das Hilfsmittel den Zweck unterjocht zu haben. Die Folge davon mag immerhin sein, daß es im besseren Menschen zu einem Kampf zwischen Geist und Sinnlichkeit kommen kann. Doch ändert das nichts an der Tatsache, daß das Geschlechtliche allem Erotischen zugrunde liegt, daß es die Wurzelung von diesem ist, daß es älter ist als die Liebe.

Es ist bereits mit der Existenz des ersten männlichen und des ersten weiblichen Menschen gegeben, die als Teilexistenzen eines Zusammengehörigen geschaffen sind. So erweist sich das Geschlechtliche als der von jeher sich geltend machende Anspruch des getrennten Menschen auf diese Zusammengehörigkeit. Es trägt auch von dem von jeher Ordnenden in sich, indem es dem männlichen Teil das Zurückverlangen des ihm Entnommenen auferlegt, den weiblichen aber das Zurückgegebenwerden an den begehren läßt, dem es entnommen ist. Damit erscheint das Untertanseinkönnen als das befreiende Element am Weibe gegeben. Während das befreiende Element am Manne im Besitzergreifen eines völlig Sichfügenden zum Ausdruck kommt — ein Besitzergreifen, das ihn allerdings bald die Begrenzung im Handhaben dieses Sichfügenden erleiden läßt, solange er selbst der unbegrenzten Macht seines Schöpfers, dessen er sich — seiner Herkunft nach, mit seinem Lebensatem als mit seinem lebendigen Sein, der geistigen Realität seines Selbst —, als seines Gottes, der Geist ist, bewußt werden muß, nicht genügend untertan ist. Wo sich demnach das Geschlechtliche seine ursprüngliche Beschaffenheit gewahrt hat, muß es auch den Menschen immer noch so beschaffen sein lassen, daß er Gott als dem Geiste untertan werden kann. Woraus wiederum folgt: daß das Geschlechtliche nicht wider das Geistige und Religiöse sein kann.

Aber die vielen Jahrhunderte Kirchenchristentum mit ihrer Gefangennahme der Liebe haben in dieser fortgeschrittenen „christlichen" Welt dem Geschlechtlichen ein wahrlich verächtliches Aussehen verliehen. In verächtlicherer Form als heute kann es sich auch in der übelst beleumundeten Vergangenheit der Menschheit nicht dargeboten haben. Schon wie man infolge der eingebürgerten Sittlichkeitsbegriffe über das Geschlechtliche urteilt, ist völlig verächtlich. Daß beispielsweise das Fruchtbarwerden zweier Menschen, die alles für sich haben, was von Natur aus berechtigt zum Fruchtbarwerden: die Liebe und den Glauben an sie, der dem lebendigen Glauben sehr nahe kommt, und die Treue zu sich selbst und zu einander, nur nicht die kirchliche Eheschließung, — daß das Fruchtbarwerden zweier

solcher Menschen als verächtlich und skandalös gilt in dieser Welt des staatlich sanktionierten Bordellbesuches und der unerhörtesten ehelichen Skandale, ist etwas unsagbar Verächtliches.

Dabei findet der künstlich und kirchlich — eben durch die Gefangennahme der Liebe — gezüchtete Sittlichkeitsbegriff der „christlichen" Welt nicht die geringste Stütze in den Evangelien. Im Gegenteil: Mit seinem Urteil über die Ehebrecherin wie mit seiner Aufnahme der Sünderin steht Christus den heute herrschenden Sittlichkeitsbegriffen gleich ferne wie seinerzeit den jüdisch hierarchischen, die damals von den Schriftgelehrten und Pharisäern vertreten wurden. Die Evangelien kennen — ebenso wie der Taoteking — keinen Sittlichkeitsbegriff. Auf dem Wege zum Geistigen und Religiösen, das beide als das Einende im Menschen dartun, verliert sich das Geschlechtliche als solches und zuletzt auch die Liebe, das heißt: sie wandeln sich und verändern ihr Aussehen; das heißt: sie wachsen sich immer mehr zur Vollendung ihrer Daseinsform aus, wie alle Natur sich zu solcher Vollendung auswächst, wenn ihr der Weg hiezu geöffnet bleibt. Dieses Sichauswachsen zur Vollendung mag in der Natur im allgemeinen so selten anzutreffen sein, daß es sich als ein besonderer Glücksfall ausnimmt. Auf den Menschen bezogen und geistig gesehen, müßte es etwa als Gnade aufzufassen sein, die dem zuteil wird, der sich ihr empfänglich zeigt, der sie redlich anstrebt dadurch, daß er abkommt von allem äußeren Streben. Das bedeutet hier: daß der Mensch sein Leben lang am Scheideweg steht und mit seinem ganzen Tun und Lassen immer wieder zu wählen hat, ob er Gott mehr gehorchen will als der Welt und den Menschen. Gemäß der Entscheidung, wie hier gewählt wird, stellt sich auch das Geschlechtliche zum Menschen. Und seine Stellung zum Menschen entscheidet darüber, ob es, einem Samen gleich, im Menschen aufgehen und, sich wandelnd, ihn tiefer aufschließen kann; oder ob es dem Menschen zum Besitz wird im Sinne der Erfahrung: der Besitz besitzt, und er dabei immer mehr äußerlicher Genußgier verfällt. Je mehr aber das Geschlechtsleben veräußerlicht wird, umso mehr wird auch das Weib äußerlicher Besitz. Und je mehr den Menschen äußerlicher Besitz besitzt, umso weniger wird er jene Kraft aufbringen,

die den Besitz des Geistigen und Religiösen, als des Einenden, ihm zu sichern vermöchte. (Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man sich mit Berechtigung gegen die Vielweiberei wenden, aber nicht vom Standpunkt der Sittlichkeit aus, die erst dort zur Geltung kommt, wo die Menschennatur schon so verdorben ist, daß sie das Geschlechtsleben von außen her ordnen will.)

Aber ich, der ich von der Kirche völlig abgekommen bin, aus Anhänglichkeit und Treue zur Natur, die mir das Geistige und Religiöse mehr als jede Kirche vermittelt, ich will in unsrer Zeit, da die Liebe allgemein abhanden gekommen ist, hier noch besonders ihrer, der Liebe, als der Geschlechtlichkeit Blüte gedenken, deren geistiger Duft unverkennbar ist. Wäre Liebe, mag sie noch so sehr dem Geschlechtlichen entsprossen sein, lebendig und frei geblieben, hätte das „Christliche" niemals zu dieser Welt werden können. Denn dieser Welt mangelt die Liebe ebenso sehr wie das Christliche. Und wo noch Liebe in dieser Welt auftritt und über die Schranken der Sittlichkeit hinweggeht wie über kein Hindernis, weil ein Totes dem Leben kein Hindernis ist, hat sie sofort diese Welt gegen sich, die ganze Unflätigkeit dieser Welt, und mit ihr die Kirche, die ja auch von dieser Welt ist.

Aber daß zur Zeit, da man noch nicht wissen durfte, daß die Kirche von dieser Welt ist, da die Macht dieser Kirche noch nahezu unbeschränkt und Kirchengläubigkeit noch nicht eine bloße Glaubensgewohnheit war, — daß in solcher Zeit über alle Gläubigkeit, auch die echteste hinweg, die Liebe sich behaupten konnte, und zwar so sieghaft sich behaupten konnte, daß sie dem Leben, das sie hegte, mehr führend wurde als der Glaube, und sie, die keinen Augenblick ihre Herkunft aus der Geschlechtlichkeit verleugnete, dennoch imstande war, ein Menschenalter hindurch ein Menschenleben so zu gestalten, daß es als geistig und religiös und damit als christlich anerkannt werden muß: — solchem Geschehnis zolle ich heute meine höchste Bewunderung und Verehrung, denn es liegt, wenn auch schon achthundert Jahre zurück, lebendig wie damals vor mir, seinem andächtigen Betrachter, in dem „Briefwechsel zwischen Abaelard

und Heloise" — insbesondere in der Liebe Heloisens zu Abaelard.

Heloisens Liebe ist ein wahrhaft großes Ereignis unter den Ereignissen der Liebe. Mag auch schon öfter eine solche Liebe gelebt worden sein, so ist sie uns doch nicht so erhalten geblieben wie Heloisens Liebe, die in ihrer ganzen Unbedingtheit aus brieflichen Dokumenten noch heute zu uns spricht. Abaelard erscheint dabei mehr der Gegenstand, an dem das Festhalten dieser Liebe seine außerordentliche Kraft bewährt. Abaelard macht sich auch in seiner Liebe schuldig, während Heloise alles sühnt mit ihrer Liebe, ja diese bleibt ihr der leuchtende Stern auf ihrem Wege zum geistigen und religiösen Leben. Abaelard leidet an sich selber und ist dabei unglücklich; Heloise leidet, weil sie Abaelard leidend weiß, und es macht sie glücklich, mitleiden zu können. Die Schuld Abaelards ist die Bedingtheit seiner Liebe. Er stellt seinen Ruf als Gelehrter über die Liebe; er vereinbart mit den Angehörigen Heloisens, wie er selbst berichtet, das verführte Mädchen zu seiner rechtmäßigen Frau zu machen, unter der einen Bedingung, daß die Ehe geheim bleiben soll, damit er an seinem Ruf keine Einbuße erleide. Demnach liebt er eigentlich nicht, denn Liebe ist der Ausdruck — wenn auch der vergängliche — eines Unbedingten. Ihr gegenüber ist Ruf und Ehre wahrhaft dasselbe wie Ichwahn, und Schande dasselbe wie Furcht. Aber Heloise kennt weder Ichwahn noch Furcht; sie bestürmt den Geliebten, sie nicht zu ehelichen; sie weist auf die geringe Achtung hin, in der die Ehe stehe; sie will ihn, die Leuchte der Wissenschaft, nicht an ein Weib gebunden sehen; sie weiß die schwerwiegendsten Bedenken gegen die Ehe vorzubringen und will lieber seine Geliebte als seine Gattin sein. Doch Abaelard erkennt noch immer nicht, daß solche Liebe viel leuchtender als alle Wissenschaft ist, und er bringt Heliose — nun seine Gattin —, um seine Ehe geheim zu halten, in einem Nonnenkloster unter. Mit dieser Tat, die sich als ein Vergehen gegen die Liebe und damit auch als ein Vergehen gegen ein Geistiges in das Schicksalsbuch des Menschen einträgt, beginnt auch schon die Leidensgeschichte Abaelards.

Und als nach ungefähr zehn Jahren, die Heloise in wahrhaft frommer klösterlicher Abgeschiedenheit verbringt, diese Leidensgeschichte zu ihr dringt und „der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl" weckt, schreibt sie an Abaelard:

„Ihrem Herrn, ja vielmehr Vater; ihrem Gatten, vielmehr Bruder, — seine Magd, nein, seine Tochter; seine Gattin, nein, seine Schwester; ihrem Abaelard — Heloise... Der Brief, den Ihr einem Freund zum Trost geschrieben, innig geliebter Mann, ist vor kurzem durch einen Zufall in meine Hände gekommen. Gleich an den ersten Worten erkannte ich Euch und mit wahrer Gier verschlang ich den Brief; steht doch der Schreiber dieser Worte meinem Herzen so nahe! und habe ich ihn selbst gleich für immer verloren, so sollten doch seine Worte, aus denen sein teures Bild mich ansah, mein Herz erquicken." Und Heloise bekennt: „Du allein kannst mich elend machen, Du nur mein Herz erfreuen und mich trösten. Und Du allein hast auch die Pflicht, es zu tun; war ich doch allezeit Deinem Willen so blind ergeben, daß ich auf ein Wort von Dir mich selbst vernichtet hätte, denn Dir zuwider zu handeln, war mir unmöglich."

„Aber noch mehr widerfuhr mir, noch Seltsameres; meine Liebe selbst wurde zum Wahnsinn, also daß sie selber auf das, was sie einzig begehrte, verzichtete ohne Hoffnung, es je wieder zu erlangen. Dies geschah damals, als ich Deinem Willen gehorsam zugleich mit dem Gewand auch mein Herz zu ändern unternahm, um Dir zu zeigen, daß Du allein Herr meines Leibes und meiner Seele seist. Nichts habe ich je bei Dir gesucht — Gott weiß es — als Dich selbst; Dich nur begehrt ich, nicht das, was Dein war. Kein Ehebündnis, keine Morgengabe habe ich erwartet; nicht meine Lust und meinen Willen suchte ich zu befriedigen, sondern den Deinen, das weißt Du wohl. Mag Dir der Name ‚Gattin' heiliger und ehrbarer scheinen, mir klang es allzeit reizender, Deine ‚Geliebte' zu heißen; oder gar — verarg es mir nicht — Deine ‚Buhle', Deine ‚Dirne'."

„Gott ist mein Zeuge: wollte mich heute der Kaiser, der Herr der Welt, der Ehre seines Ehebetts würdigen und mich für immer über die ganze Welt gebieten lassen: für süßer und würdiger achte ich's, Deine Buhle zu heißen als seine Kaiserin. Denn der Wert

eines Menschen richtet sich ja nicht nach seinem Reichtum und seiner Macht, diese sind Zufall, jener ist Verdienst. Die muß sich ja selbst für eine feile Person halten, die einen Mann seines Goldes wegen einem Armen vorzieht, und weniger den Mann selber begehrt als das, was er hat. Gewiß, die Frau, die ein solches Gelüste zur Ehe treibt, sollte man bezahlen, nicht lieben.

„Allein, laß mich die ganze Schwachheit meines geängstigten Herzens bekennen: ich finde in mir nicht die Kraft einer wahren Reue.... Denn, mag man den Leib noch so sehr kasteien: kann man da von wahrer Reue sprechen, wo das Herz an der Lust zur Sünde noch festhält und nach den alten Genüssen noch immer glühend verlangt? ... Ich fand in den Freuden der Liebe, die wir miteinander genossen, so viel Wonne, daß sie noch jetzt ihren Reiz für mich haben und mich der Gedanke daran kaum verläßt. Wohin ich mich wende, immer stehen sie mir vor Augen und wecken sehnsüchtiges Verlangen. Bis in meinen Schlummer verfolgen mich die lockenden Phantasien."

Und mit dem ganzen geistigen Freimut ihrer übergroßen Liebe gesteht Heloise: „Ich habe — Gott weiß es — jederzeit mich mehr davor gescheut, Dich zu beleidigen als Gott. Du bist es, dem ich gefallen will, nicht Gott. Dein Befehl hat mich zur Nonne gemacht, nicht die Liebe zu Gott." Und der Schluß dieses herrlichen Bekenntnisbriefes lautet: „Ich verlange keine Siegeskrone; es ist mir genug, wenn ich der Gefahr entgehe. Es ist leichter, der Gefahr aus dem Wege zu gehen, als den Kampf aufzunehmen. Welchen Winkel seines Himmels Gott mir anweisen will — ich werde zufrieden sein."

So liebte Heloise. Die Antwortbriefe Abaelards tragen der Flamme dieser Liebe keine Nahrung zu; sie zeigen den soviel Geliebten mehr als geistlichen Berater. Da unterwirft sich Heloise, völlig unterworfen ihrer Liebe, auch das zu Worte Kommen dieser und ihre Briefe werden nun mehr und mehr Berichte über die geistlichen Angelegenheiten ihres Klosters, dem sie als Aebtissin vorsteht. So erhält sie sich den brieflichen Verkehr mit Abaelard, den sie noch um zwanzig Jahre überlebt. Ihre streng geistliche Lebensführung brachte sie in den Ruf der Heiligkeit.

Was diese Lebensführung verschweigt, weil sie keine Worte hat, und doch zugleich mehr als alle Rede offenbart, ist: daß Heloise die Kraft zu solcher Lebensführung aus ihrer Liebe nimmt. Ihre Liebe ist ihr Selbst. Vielleicht ist Abaelards inneres Versäumnis nur dazu da, diese erfüllende Liebe ins rechte Licht zu stellen. In Heloise ist alles vereint, was Liebe, die sich erfüllt, aufbringen kann. (Auch was Kierkegaard vom Weibe — das so ist, wie es sein soll — verlangt, wenn er sagt: „Einst war dem ‚Weibe' ihr Gefühl ihr eigenes Selbst. Ein Leid genügte, um ihr Leben für das ganze Leben abzuschließen.") In ihr Gefühl, das ganz Liebe ist, aufgehend, wächst sich Heloise immer mehr zu ihrem Selbst, zu ihrem Weibsein aus, das ja — dem Wort nach — darin seine Erfüllung findet, daß es dem Willen des Mannes untertan ist. Fortschreitend in diesem Untertansein gelangt sie zuletzt wohl dazu, dem Willen dessen untertan zu sein, der über allem Geschehen ist.

Wenn ein Mensch, weil er mit sich in der Welt nichts Rechtes anzufangen weiß, ins Kloster geht, so ist das im Grunde ein ungelebtes Leben. Oder auch, wenn einer, der durch Zügellosigkeit der Lüste an sich selber und der Welt übersatt geworden ist, nun diese und sich selbst aufgibt und sein Heil im Kloster sucht, so ist das ein brüchiges und ungelebtes Leben. Gar nicht zu reden von jenen erstickten Leben, die eine derartige geistige Nichtsnutzigkeit aufweisen, daß ihre eingegründete Weltlichkeit sie der Kirche zutreibt, um mit Hilfe dieser bei Welt und Nachwelt noch zu Ehren zu kommen.

Heloise hat von alldem nichts an sich. Sie hält einzig an ihrem Erlebnis fest. So macht sie geradezu die entgegengesetzte Bewegung. Sie vertritt das Geschlechtliche und gewinnt das Geistige. Durch ihr bedingungsloses Sichabgeben wird ihr eigenstes Selbst völlig frei.

Eine seltsame Ergriffenheit begleitet mein Verweilen vor dieser Heiligen der Liebe. Wie lebenswarm dringt ihr Liebesbekenntnis hinein in unsre ertötend kalte, liebeleere Zeit! Auch Abaelard empfängt sein Licht von Heloise. Denn nochmals: Wissen ist — geistig gesehen — nicht Macht, und ärmlich brennt auch eine Leuchte der Wissenschaft, wo solche Liebe durchs Leben leuch-

tet. Heloise bezeugt es aber auch von sich aus. Ihr immerhin reiches Wissen wird gleichsam überwältigt vom ersten Aufblühen der Geschlechtlichkeit. Und völlig unerfahren, völlig neu und unwissend, überläßt sie sich in völliger Lauterkeit ihrer Liebe. (Unwissende sind eben immer lauterer als Wissende; es fehlt ihnen selbst die Voraussetzung zur Spekulation. Darum gilt auch immer: je lauterer, je neuer, je unwissender eine Liebe ist, umso mehr ist sie — und sei es auch unbewußt — Geschlechtsliebe. Und insoferne ist auch unter Liebenden, was zum Geschlechtsgeschehen führt, lauterer, als was es zu verhüten weiß. Und Liebesbrunst bleibt immer noch das vertrauenwürdigste Versprechen für das Aufkommen der Inbrunst. Es erweist: daß im Leben das Geistige von der Geschlechtlichkeit nicht zu trennen ist.)

Darum, o Heloise! welcher Winkel des Himmels Dir auch gegeben sein mag, er erstrahlt in hellem Glanz von Deiner Liebe, mit der Du Dir das Geistige und Religiöse in so hohem Grade errungen hast. Denn nicht in Deinem geistlichen Beruf, nicht darin, daß Du als Nonne wie als Aebtissin ein wahrhaft gottgeweihtes Leben führtest, insoferne für keine weltliche Handlung Raum in Dir war, liegt Dein seltenes Verdienst; sondern darin: daß Du alles auf Dich nehmen konntest aus Liebe, die Dich einst eins werden ließ im Fleische mit einem Manne; daß Du dieses Einsgewordensein nicht mehr los wurdest und damit eine Religiosität und also auch eine Christlichkeit bezeugtest, die über jeder Kirche und allem Kirchlichen steht; ja, daß Du, obwohl wahrhaft Nonne, obwohl wahrhaft Aebtissin, obwohl völlig getrennt für alle Zeitlichkeit vom Geliebten, dennoch dieser Deiner Ehe erfüllend lebtest, indem Du immer dem Willen Deines Gatten zu leben strebtest mit Deiner alles vermögenden Liebe: Das ist Dein großes, Dein seltenes, Dein unsterbliches Verdienst!

Der Schluß dieses Kapitels (geschrieben in Nago, Jänner bis Ostern 1920) muß hier Raummangels halber entfallen und der Buchausgabe vorbehalten bleiben.

ANTON SANTER: ABEND

An L. F.

Es ist ein Amt, die stumme Bruderschaft
Gebrochener und Ungebrochener zu pflegen.
Sie trinken miteinander nicht, sie schwatzen nicht,
sie wissen ihre Namen nicht.
Wer dennoch weiß um ihre Bruderschaft,
der braucht sein Amt nicht laut gerühmt zu hören.

Ihm zu Gefallen lob ich diese Stunde:
Wie still das Licht noch hinter Wolken liegt,
wenn es im Tale nachtet! Fast so still
ist inniger Glaube, daß das Bild nicht narrt.
So alt vielleicht ist jene Bruderschaft.
So still ist sicher jenseit jeden Amts die Stille.

Es hallt der Donner, mondige Regen fließen.
Es widerhallt mein Sinn vom schönen Schalle
und sinnt verstummend ganz der Frage nach:
ob je Gebrochene Ungebrochne lieben. —
Mehr scheint es ja zu sagen als zu warten
auf eine Macht, die Weltliches zerbricht.

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Vom 1. Jänner 1921 an gelten folgende Preise:

CARL DALLAGO: PHILISTER. Essay. Preis geheftet K 12.50 (Mk. 2.50)

CARL DALLAGO: OTTO WEININGER UND SEIN WERK. Studie. Preis geh. K 17.50 (Mk. 3.50)

CARL DALLAGO: ÜBER EINE SCHRIFT „SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT". Preis geh. K 20.— (Mk. 4.—)

CARL DALLAGO: DIE BÖSE SIEBEN. Essays. (Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort)
Preis geh. K 47.50 (Mk. 9.50)

SÖREN KIERKEGAARD: DER PFAHL IM FLEISCH. Übersetzung und Vorwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 22.50 (Mk. 4.50)

SÖREN KIERKEGAARD: KRITIK DER GEGENWART. Übersetzung und Nachwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 27.50 (Mk 5.50)

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS. Mit Beiträgen von Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel, Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl, Adolf Loos, Otto Stoessl, S. Friedländer, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, L. E. Tesar, Walter Otto, Karl Borr. Heinrich, Karl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, J. Lanz-Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Marcel Ray, Willy Haas, Otto Rommel, Franz Werfel, Oskar Kokoschka, Stefan Zweig und dem Herausgeber Ludwig Ficker.
Preis geh. K 12.50 (Mk. 2 50)

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS. *Carl Dallago:* Karl Kraus, der Mensch / *Ludwig Ficker:* Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / *Karl Borr. Heinrich:* Karl Kraus als Erzieher. Mit einer Zeichnung von *Max Esterle. (Vergriffen.)*

BRENNER-JAHRBUCH 1915. Als fünfter Jahrgang des „Brenner" herausgegeben von *Ludwig Ficker. (Vergriffen.)*

NEUE URTEILE ÜBER DEN BRENNER

Paul Walser in „Die Junge Schweiz" (Basel): Vor dem Krieg ist er schon herausgekommen, der Brenner, eine tapfere literarische Zeitschrift damals, die unabhängig von Presse und Kapital ihren geraden Weg gegangen ist. Für den guten Instinkt, der von Anfang an in ihm waltete, zeugt die Tatsache, daß er den seltsam visionären Gedichten Georg Trakls schon früh ein Unterkommen bot. Auch trat er entschieden für Karl Kraus ein. Das besagt nicht wenig. Den besten Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung aber erbrachte der Brenner während des Krieges 1915 erschien statt der einzelnen Hefte ein Jahrbuch, das eine offene Absage an den Widersinn der Zeit darstellte. Dann schwieg er; wohl darum, weil Herausgeber und Mitarbeiter einberufen wurden.

Nun seit Ende vorigen Jahres kommt er wieder heraus. Der Schwerpunkt, der schon in den letzten Nummern vor dem Kriege und dann vor allem im Jahrbuch fast ganz im Religiösen gelegen hatte, ist jetzt endgültig dorthin verlegt. Das klingt vielleicht etwas merkwürdig. Noch merkwürdiger, ja fast unverständlich will es aber sicherlich erscheinen, wenn nun gesagt werden muß, daß es christlicher Glaube ist, der hier wieder Auferstehung feiert. Man verstehe wohl: nicht ein wissenschaftlich bereinigtes, liberal zugeschnittenes, noch ein mystisch oder franziskanisches oder gar ein in religiös-sozialer Aufmachung serviertes Christentum — nein, altes, ursprüngliches Christentum mit Christus im Zentrum und dem Paradox des Glaubens als Voraussetzung.

Solche Wandlung wird allerdings vielen bittere Enttäuschung bereiten. Zumeist jenen, die in schärfster Anspannung des Geistes mit jeglicher religiösen Vorstellungswelt gebrochen haben und für das offizielle Christentum und seine Anwälte nur mehr Spott und Verachtung empfinden. Aber gerade an sie dürfte der Brenner sich wenden. Niemals ist es ihm je um die historischen Formen des Christentums zu tun; es sei denn, um ihre unberechtigten Ansprüche zu demaskieren. Wenn er Christentum sagt, so ist damit einzig und allein nur jener gewaltige, jenseits aller Historie und Psychologie erfolgende Einbruch des Transzendenten, Ewigen, Absoluten in den menschlichen Geist gemeint, wie er einen so gewaltigen Ausdruck in dem christlichen Mythus gefunden hat. Jener gefährliche Einbruch, der nichts mit menschlicher Genialität zu schaffen hat, dessen sich der Mensch nur in der paradoxen Haltung des Glaubensgehorsams erwehren kann. Jener hoffnungsvolle Einbruch, der mit menschlichen Scheingrößen aufräumt und alles Erstarrte, Welt-Gewordene wieder heimholt in die ursprüngliche Ordnung.

Dementsprechend ist denn auch die Physiognomie des Brenners die einer entschiedenen Bekenntniszeitschrift. Universale Geistmenschen, deren Abgott Goethe ist, werden allerdings über seine Einseitigkeit die Nase rümpfen, Psychoanalytiker hinter seiner Schroffheit Komplexe wittern und andere Menschen sich entsetzen, wie hier unter Umständen Menschen und Dinge beim Namen genannt werden. Die Brennerleute wird das wenig bekümmern. Eher machen sie die Kluft, die sie sowieso schon trennt von der offiziellen Welt des Geistes, noch breiter, denn sie können es durchaus ertragen, abseits zu stehen. Handelt es sich doch bei ihrer Sache nicht um die Durchführung vorschneller Aktionen noch um Verwirklichung irgend eines Minimalprogramms. Nur das eine begehren sie: da und dort zu zünden, zu beunruhigen, dem Ersten und Letzten die Bahn zu bereiten.

Diese ursprünglich revolutionäre Leidenschaft, die einmal nicht mit politischer Betriebsamkeit verquickt ist und sich nicht einläßt auf relative Fortschritte, die hinausweist über diese Welt des Bedingten in ein Unbedingtes und doch dabei ganz weltzugewandt bleibt — wie verheißungsvoll steht doch diese Tatsache da in unserer Gegenwart, die entweder resigniert den Untergang ihrer eigenen Kultur beschreibt oder aber naiv gläubig noch weiter auf die im Krieg und in der Revolution gerichteten Mächte, Institutionen und Systeme vertraut!